9. HEFT. 25. FEBRUAR. 1909.

# Das Problem des Reichtums.

Von

Andrew Carnegie.

## I.

Das Problem des Reichtums will nicht zur Ruhe kommen. Er ist zu ungleich verteilt, als daß er nicht von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit auch der Gebildeten auf sich lenkte, und diese Ungleichheit wird schließlich noch die Gesetzgebung veranlassen, eine gleichmäßigere Verteilung herbeizuführen. Ein Beleg dafür, wie sehr dieses Problem die Gegenwart beschäftigt, ist die Rede des Präsidenten Roosevelt vom 14. April 1906, in der er diesem allgemeinen Gefühl einen kräftigen und unmittelbaren Ausdruck gibt und sich mit meinen Anschauungen berührt, die ich im Jahre 1889 in einem Aufsatz in der North-American-Review niedergelegt habe, worin ich eine progressive Besteuerung der Vermögen beim Tode forderte als die bequemste und beste Art, der Allgemeinheit wieder den ihr gebührenden Anteil an den großen Vermögen zuzuführen. Meine späteren Studien über diese Frage haben mich in meiner Überzeugung von der Gerechtigkeit, von den wohltätigen Wirkungen auf die Gesellschaft, von der Notwendigkeit der baldigen Einführung einer solchen Steuer nur bestärkt. Seitdem ist viel für und wider sie geschrieben worden: man hat die progressive Nachlaßbesteuerung als ungerecht, als sozialistisch verdächtig bezeichnet. Wenn ich zu dem Schlusse kommen müßte, eine solche Steuer begünstige den Sozialismus oder Kommunismus oder hemme irgendwie die Initiative des einzelnen, dann wäre ich wahrhaftig der letzte, der für sie sprechen würde, denn von nichts bin ich mehr überzeugt als davon, daß nur im Individualismus das Geheimnis des Fortschrittes liegt. Der Spruch

„wie du säest, so wirst du ernten" muß die Richtschnur unseres Arbeitens bleiben, sonst können wir unsere Zeit nicht vorwärts bringen, ja sie nicht einmal auf ihrer gegenwärtigen Zivilisation erhalten. Tüchtigkeit muß belohnt, Faulheit muß bestraft werden, Arbeit muß materiellen Gewinn, Müssiggang muß Elend nach sich ziehen. Energie und Begabung müssen die Palme erringen können, die der Indolenz und Ingnoranz versagt bleibt. Wer Wind sät, muß Sturm ernten.

Der Reichtum ist sicherlich einer der wichtigsten Faktoren der Zivilisation und von einer gewissen Zeit an sogar ihr Fundament. In seinem Essay „Das Evangelium des Reichtums" im „XIX. Century", nannte der englische Premierminister Gladstone ihn die Triebfeder der Welt. Mit Recht, denn ohne Reichtum ist Zivilisation unmöglich, ohne ihn muß notwendigerweise alles im Zustande der Unkultur und Barbarei verbleiben. Auf seiner ersten Entwicklungsstufe, als noch der Mensch von der Hand in den Mund lebte, vermochte er nichts Dauerndes zu schaffen: er konnte sich auf keine aufgespeicherten Kapitalien stützen. Wie der Mensch den Zustand der Wildheit vorfand, so gab er ihn der nächsten Generation weiter. Auf der zweiten Entwicklungsstufe beginnen schon merkwürdige Züge von Individualismus sich zu zeigen: der eine konnte bessere Schwerter schmieden und wirksamere Pfeile schnitzen, der andere brachte mehr Fische als seine Beute heim, ein anderer erlegte mehr Wild als die übrigen, und man fand, daß es profitabler sei, sich ausschließlich auf das zu verlegen, wozu ein jeder ein besonderes Geschick zeigte. Die Spezialisierung, die Wurzel des Individualismus, hatte ihren Anfang genommen, die notwendige Folge war der Austausch der Erzeugnisse. Doch auch der Tauschhandel hatte seine Zeit und gewisse Artikel: Wampumgürtel, Perlen, Häute, Muscheln wurden „Geld" und die Ersparnisse und Überschüsse in dieser Form aufgespeichert.

Allmählich drang das Evangelium des Heiles durch: „Wie die Arbeit so der Lohn". Aus Gemeineigentum wurde Privateigentum, und jetzt erst wurden mit Hilfe der zurückgelegten „Kapitalien", feste Wohnungen gebaut und damit der Grund zu der heutigen Zivilisation gelegt. So ging es fort bis auf unsere Zeit. Nicht eine Elle oder Tonne Produkt kann erzeugt, weder Schiffe noch Eisenbahnen, weder Wohnhäuser noch Schulen oder Kirchen können gebaut werden ohne Kapitalsmengen, die wir Reichtum nennen. Zu Anfang war Kapital, was man sich mit seinen zehn Fingern erspart hatte, bald aber floß einzelnen der Reichtum in immer größeren Mengen aus anderen Quellen zu, wie der Wertsteigerung des Grund und Bodens, aus Bodenschätzen usw. Deshalb kann man nicht mehr sagen, daß Reichtum der Lohn für seiner Hände Arbeit ist, wenn sie auch den ersten Grund gelegt hat: die größten Reichtumsmengen entstammen heutzutage zumeist dem steigenden Werte des Grund und Bodens, wobei man wenig oder gar nichts getan hat, den die Zunahme der Bevölkerung ganz allein geschaffen hat.

Die Rechte des Privatbesitzes haben sich also nur sehr langsam entwickelt, der individuelle Besitz ist also nichts Heiliges, er wurde von der Allgemeinheit nur gestützt, weil er den Fortschritt schuf; der Kommunismus ist in Mißkredit gekommen, weil er den

Fortschritt hemmte. Wenn wir uns nun des Gemeinbesitzes der großen Vermögen wieder mehr bewußt werden, so brauchen wir gleichwohl nicht zu fürchten, daß die Kultur damit einen Rückschritt machen und die Menschheit sich in einem Kreise bewegen könnte: das Gesetz der Entwicklung wird schon den rechten Weg nach aufwärts zeigen.

Der große Nationalökonom Adam Smith hat nicht recht, wenn er sagt: „Der Reichtum einer Nation ist das Produkt ihrer Arbeit" und weiter als Konsequenz dieses Irrtums: „Arbeit ist der Tauschmesser für Waren". Karl Marx hat diese irrigen Lehren aufgegriffen und hat ganz folgerichtig weitergeschlossen, daß Kapitalzuwachs nur Aufhäufung von ungelohnten Arbeitswerten sei. Zur Entschuldigung von Smiths Irrtum mag daran erinnert werden, daß zu seiner Zeit die heutige gigantische Produktion in Riesenunternehmungen noch nicht eingesetzt hatte. Man arbeitete im ganzen und großen in seiner eigenen Werkstatt, und die Reichtumsansammlung ging nur langsam vor sich. Heut ist alles ganz anders geworden, und auch die Marxistischen Lehren sind von den heutigen sozialistischen Führern aufgegeben worden. „Seine Werttheorie läßt sich kaum mehr halten," sagt Sidney Webb. Zwar hat die große Masse der sozialistischen Arbeiter diese Höhe noch nicht erreicht, doch der Irrtum hat eine Wunde erhalten und muß sterben vor den Augen seiner Verehrer.

Der größte Teil des Reichtums stammt, wie ich bereits gesagt habe, aus der Wertsteigerung des Grund und Bodens. Im Jahre 1870 wurde der Wert der City von London auf 2 266 842 Pfund geschätzt, heute auf 5 451 820 Pfund, die entsprechenden Zahlen für ganz London sind 18 719 237 und 44 351 000 Pfund. Der Wert der Stadt New York ist von 4 751 532 826 Dollars im Jahre 1903 auf 6 240 480 602 im Jahre 1907 gestiegen. Der Wert des Grund und Bodens der gesamten Vereinigten Staaten ist von 39 544 544 330 Dollars im Jahre 1890 in zehn Jahren auf 52 537 628 164 gestiegen. Reichtum ist also hauptsächlich auf das Konto der Bevölkerungsvermehrung und nicht auf das der Arbeit zu schreiben, denn wertschaffende Arbeit ist herzlich wenig dabei geleistet worden. Die für die Bestellung des Ackers aufgewendete Arbeit wurde durch die Ernte gelohnt, aber erhöhte nicht den Wert des Ackers selbst.

Daß die Ansicht „Wert ist Produkt der Arbeit" unhaltbar ist, geht aus folgendem Beispiel hervor: Ein Bildhauer arbeitet ein Jahr lang an einer Statue und erhält tausend Pfund dafür; ein anderer Bildhauer arbeitet vielleicht doppelt so lange und doppelt so fleißig und doch repräsentiert sein Werk fast gar keinen Wert. „Gearbeitet" haben beide, aber die Käufer wollten nur das eine Kunstwerk haben, das andere nicht. Die Wünsche und die Bedürfnisse des Käufers und nicht die geleistete Arbeit sind also bestimmend für den Wert. So ist es mit jeder Arbeit, wo Nachfrage, d. h. ein Käufer da ist; nur da gibt es einen Preis, nur da erhält das Arbeitsprodukt einen Wert, im anderen Falle war die aufgewendete Arbeit umsonst. Auf die fertigen Artikel und die Nachfrage hat Arbeit keinen Einfluß mehr. Arbeit schafft also weder Werte noch ist sie ein Maßstab für sie, das Gesetz von Angebot und Nachfrage übt diese Funktionen aus. Der Fabrikant kann nicht anders: sein Streben und der Bedarf der Massen, seiner Abnehmer, müssen sich decken. Auch

die Interessen von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, von Kapital und Arbeit, stehen sich einander nicht gegenüber, sondern greifen Hand in Hand. Marx prophezeite, daß die Maschine die Arbeitszeit ausdehnen, die Löhne so sehr herabdrücken würde, daß für die Arbeitsleistung einer ganzen Familie nur mehr so viel gezahlt werden würde, wie früher für das Familienoberhaupt allein; er behauptete, daß von den wachsenden Gewinnen nicht der geringste Teil den Arbeitern zugute kommen könnte, solange das Kapital die Kontrolle über die Maschine hat. Das Gegenteil davon ist eingetroffen: die Arbeitszeit hat sich verkürzt, die Löhne sind gestiegen, und die Lage der Arbeitnehmer ist unter den neuen Produktionsbedingungen eine ungemein bessere geworden. Diese erfreulichen Resultate, besonders die innerhalb der letzten zwanzig Jahre, gehören zu den willkommensten Erscheinungen, die ein wahrer Freund der arbeitenden Massen nur begrüßen kann. Mein und anderer Reformer heißester Wunsch ist es, daß die Entwicklung zum Besseren einen noch schnelleren Gang nehmen möge. Man mag noch so sehr betonen, daß kein Mensch dem anderen gleicht, wahr bleibt doch, daß die Gegensätze des Besitzes unendlich größer sind als die Verschiedenheiten der Anlagen, Fähigkeiten, der Erziehung und — mit Ausnahme einiger ganz weniger — ihres Wertes für die Gesamtheit. (Immer sollte man sich vor Augen halten, daß unter den heutigen Verhältnissen Reichtum nicht das Produkt des einzelnen ist, sondern der Allgemeinheit.)

Wir wollen der Sache einmal auf den Grund gehen und untersuchen, woher und wie Reichtum entsteht. Nehmen wir einmal einen biederen fleißigen Farmer, der sich so viel erarbeitet hat, daß er jedem seiner zwei Söhne eine Farm kaufen kann. Beide nehmen sich Frauen aus der Reihe der Töchter des Landes, tugendhafte Mädchen aus guter Familie. Sie finden verkäufliche Farmen, eine auf der Insel Manhattan, eine andere jenseits des Harlem. Sie lassen das Los entscheiden, wer die eine und wer die andere bekommen solle, damit keiner sich benachteiligt fühle. Das Schicksal weist dem älteren die Farm am Harlem zu, dem jüngeren die auf Manhattan. Ein paar hundert Dollar hatten die Farmen gekostet und die beiden Brüder siedelten sich an. Sie sind geachtet und beliebt bei ihren Nachbarn, so viel sie können, suchen sie der Gesamtheit zu nützen und ihren Nachbarn durch Rat und Tat zu helfen. Beide sind gleich fleißig, verstehen sich gründlich auf Landwirtschaft und sind in jeder Beziehung gute Bürger ihres Staates. Ihre Kinder wachsen zusammen auf und erhalten eine gemeinsame Erziehung.

Die Ausdehnung von New-York nach Norden macht die Kinder des jüngeren zu Multimillionären, während die des älteren einfache, wenn auch wohlhabende Farmer bleiben. Sie haben vor ihren Vettern nur den Vorzug, zu der Menschenklasse zu gehören, die ihren Mitmenschen gewisse Dienste zu leisten hat, um für sich den Lebensunterhalt zu erwerben.

Wer oder was hat diesen Vermögensunterschied bewirkt? Nicht die Arbeit, nicht besondere Talente, nicht überlegene Fähigkeiten wie Klugheit, nicht größerer Unternehmungsgeist, nicht größere der Allgemeinheit geleistete Dienste. Die Allgemeinheit

hat die Millionen dieses Millionärs geschaffen. Sein Reichtum wuchs ebenso schnell während seines Schlafes wie während seines Wachens. Der Reichtum würde genau so sicher eingetroffen sein, wenn nicht er, sondern sein Bruder auf Manhattan gewesen wäre und er am Harlem.

Der jüngere der beiden Farmer, nun ein Großgrundbesitzer, stirbt, und eine Generation später auch seine Kinder, jedes Millionen hinterlassend, da unterdes die Farm Teil der Großstadt geworden ist und Riesengebäude auf diesem Grund und Boden errichtet sind, die jährlich Hunderttausende als Renten abwerfen. Wenn beim Tode dieser Kinder jenes Farmers, die weder „gegraben noch gesponnen" haben, der Staat sich hinstellte und erklärte: durch die Vermehrung ihrer Mitmenschen, der sogenannten Allgemeinheit, ist der Reichtum der Erben geschaffen worden, und es sei nicht mehr als recht und billig, daß diese ein gut Teil davon an die Allgemeinheit abgäben — welcher Gesetzeskanon würde da verletzt werden? Die Allgemeinheit hat zu Lebzeiten auf den Teil verzichtet, der ihr zukam, nun darf sie ihren Teil fordern.

Es gibt Fälle, wo Reichtum zum größten Teil die Frucht persönlicher Anstrengung und Befähigung ist, und in diesen Fällen ist es besser, wenn der Staat Kapital und Befähigung weiter arbeiten läßt — es ist der beste Ansporn zum Erfolge — zum Wohle und zur Vermehrung der Hilfsquellen des Landes. Es ist nicht klug, Arbeitsbienen zu stören, es ist klüger, sie weiter Honig einholen zu lassen, ihr ganzes Leben lang. Aber wenn der Tod sie von der Arbeit abruft, dann sollte ein Teil der Honigwaben den anderen Bienen zugute kommen, wann dies geschieht, ist unwesentlich, wenn nur schließlich doch das Nationalvermögen seinen Teil erhält.

Wie wir in dem Falle der beiden Brüder sahen, ist der Schöpfer des Reichtums nicht der einzelne, sondern die Gesamtheit. Eine Besitzung geht von einer Hand in die andere, jeder bezahlt einen höheren Preis als sein Vorgänger, und ob jeder Eigentümer sein Besitztum mit Gewinn seinem Nachfolger verkaufen kann, hängt fast einzig und allein von dem Anwachsen der umwohnenden Bevölkerung ab. Bleibt die Bevölkerung stabil, so bleiben es auch die Werte des Grund und Bodens, geht die Bevölkerungszahl zurück, so sinken auch, sogar noch schneller, die Werte. Mit anderen Worten: jede neue Generation erzeugt neuen Reichtum, Entvölkerung vermindert ihn, und dieses Gesetz gilt vor allem auf dem Gebiete der größten Reichtumsansammlungen, des Besitzes von Liegenschaften. Nirgendwo sonst ist die Kapitalsvermehrung so sehr von der Allgemeinheit und so wenig von dem Besitzer selbst abhängig. Deshalb sollte vor allem diese Form des Reichtums zu den öffentlichen Lasten herangezogen werden.

# Honoré de Balzac.

Von

Hermann Bang.

(Schluß.)

Balzac hatte ein ungewöhnliches Gedächtnis und einen scharfen Blick. So wie manche Ärzte einen vielleicht übertriebenen Ruhm durch die genial rasche Diagnose erwerben, die mit einem einzigen Blick sozusagen die Krankheit umspannt, so vermochte Balzac im Nu aus einer einzigen Geste, einer einzelnen Äußerung, einem unwillkürlichen Ausruf und einem flüchtigen Blick die Geschichte eines Herzens oder die Krankheit einer Seele herauszulesen. „Er war," sagt Chasles, „ein genialer Mann der Wissenschaft. Geniale Männer der Wissenschaft erraten." Obgleich sein Gedächtnis alles mit erstaunlicher Treue aufbewahrte, verließ er sich doch nicht allein auf seine Erinnerung. Auf seinen Ausflügen rings in Frankreich — er verlegte die Szene nie in einen Ort, den er nicht genau untersucht hatte und in- und auswendig kannte — schrieb er alles in ein Notizbuch, das er scherzend sein garde-manger nannte, und man behauptete, daß in seinen abenteuerlich reich möblierten Büchern nicht ein einziges Möbel vorkam, das er nicht irgendwo in Europa gesehen hatte. So sammelte er seinen Stoff; er übertrug zum erstenmal den ganzen verwirrten Apparat des Lebens in seine Bücher, und er schuf seine unsterblichen Typen, indem er seine Beobachtung der anderen mit seinen Erfahrungen über sich selbst verband. Allein diesen überwältigenden Stoff zu sammeln, muß als ein Lebenswerk erscheinen, um so mehr, als dieses fieberkranke Hirn, das alles umfassen und seinen Gedanken in alle Wissenschaften eindringen lassen wollte, zugleich ein karnevalartiger Tummelplatz für die flüchtigsten Ideen des Tages war. Der Roman „Serafita" ist die Frucht eines Streifzugs in die Mystik. Balzacs Interesse ist durch das Auftreten einer berühmten Somnambule erregt, dieser mystische Scharlatanismus kitzelt seine Neugierde, sein immer schlagfertiger Gedanke baut im Nu eine neue Welt auf, erfüllt von geheimen Kräften und gelenkt von verhängnisvollen Gesetzen. Er stürzt sich in die Mystik und verschlingt eine Unendlichkeit von Bänden. Im nächsten Monat ist er Philosoph geworden, im darauffolgenden zieht er auf Exkursionen und Reisen aus. Die Ideen tummeln sich losgelassen und ungebunden in seinem Kopfe, wie die Leidenschaften und Begierden in Rollas Hirn.

Nur in Einem war Balzac bisweilen ruhig: während der Ausarbeitung seiner Romane. Er arbeitete in Wirklichkeit langsam, und wenn er in zwanzig Jahren mehr schreiben konnte als zehn andere zusammengenommen, so ist dies nur, weil er so unglaublich viel arbeitete. „Er sperrte sich," sagt sein Biograph Verdet, „in der Regel sechs Wochen oder zwei Monate hintereinander ein, mit geschlossenen Fensterläden und herabgelassenen Rouleaus. Er las dann keinen Brief und empfing niemanden, arbeitete hingegen oft achtzehn Stunden

im Tage, an seinem Schreibtisch, auf dem vier Kerzen brannten. Wenn er schrieb, war er immer in die weiße Kutte der Dominikaner gekleidet.“ Und die übrige Zeit sah er fast ununterbrochen Korrekturen durch. Das war ein Leben ohne Schlaf, aufrechterhalten durch ununterbrochenes Kaffeetrinken, das schließlich das Blut vergiftete und seinen Tod beschleunigte. Er sah zehn bis zwölfmal die Korrektur seiner Bücher durch, riß in Stücke und verbrannte beständig wieder und wieder sein halbfertiges Manuskript. Seine anhaltenden Anstrengungen endeten damit, die Sprache zu bezwingen, aber sie blieb doch beständig für ihn ein unterjochter Feind.

So entstand die menschliche Komödie. Vielleicht hat man jetzt einen schwachen Begriff davon, was es heißen will, in dieser Weise im Laufe von zwanzig Jahren etwa dreißigtausend Seiten in gewöhnlichem Buchformat zu schreiben, namentlich wenn diese Seiten „Eugenie Grandet“ und „Les Parents Pauvres“ umfassen.

Wenn man noch dazu weiß, unter welchen Verhältnissen diese Titanenarbeit vollbracht wurde. „Warum ich Euch nicht schreibe?“ sagt er einmal in einem seiner Briefe an seine Schwester, „versteht Ihr denn nicht, wieviel ich arbeiten muß? Und ehe ich noch mit meiner eigentlichen Arbeit beginnen kann, habe ich noch oft sieben, acht Geschäftsbriefe zu beantworten.“

Diese Geschäftsbriefe waren Balzacs Unglück. Sein unseliges Leben war eine unendliche Reihe von stets kürzeren Fristen zwischen zwei Wechseltagen. Der Ursprung der Schuld, die diese Wechsel notwendig machte, datierte von den mißglückten Spekulationen, aber im übrigen wuchsen die Summen beständig; eine furchtbare Lawine, die ihn stets bedrohte und ihm nie Ruhe ließ. Was muß ein solches Leben für einen Menschen sein, der so sensibel ist wie Balzac? Es bringt ihm eine erstickende Angst, ein nie schlummerndes Grauen, eine beständige fieberhafte Unruhe, die stets krampfhaft um dieselbe Hoffnungslosigkeit kreist. Es bringt ihm schlaflose Nächte, wo sein Gehirn von all den schwirrenden, immer ohnmächtigen Plänen gepeinigt wird. Es bringt ihm rastlose Stunden, wo er trügerische Träume sucht und großzieht und wo er in wenigen Minuten hoffen und verzweifeln kann und wieder hoffen, nur um wieder enttäuscht zu werden. Die Schuld untergräbt sein Leben, löst alle Bande und dringt mit ihrer verzehrenden Auflösung in alle Verhältnisse ein. Sie läßt ihn von Tag zu Tag leben und in der Stunde verschwenden, in der er nicht mehr zu hungern braucht. Sie macht sein Leben zu einer Kette von Leiden und sein Gehirn zu einer verwirrten Werkstätte, wo Pläne geboren werden und sterben, sowie sie nur geboren sind. Und um all dies zu bannen, hatte er nur seine Arbeit; seine einzige Waffe gegen das Unglück war seine Feder und sein Genie. Aber die Waffe reichte nicht. Balzac mußte wie Mercadet ein Humbugmacher, ein Schelm, ein Betrüger im kleinen werden. Er hat ebensoviel Talent darauf gewandt, sich die Pariser Wucherer vom Leibe zu halten, wie darauf, seine menschliche Komödie zu schreiben. Er mußte Tag und Nacht arbeiten, um die furchtbarsten Prozente aufzubringen, und wenn der Verfallstag kam, hat er, um seinen Ruin hinauszuschieben, mehr als einmal

den Roman spielen müssen, den er geschrieben, um die Zinsen bezahlen zu können: er hat sich verkleiden müssen und er hat sich versteckt, er ist fortgereist und er hat in geheimen Wohnungen mit zwei Ausgängen (jeder auf eine andere Straße) gewohnt. All diese Meisterwerke sind geschrieben, um die Zinsen eines Kapitals aufzubringen, das stets wuchs und das er nie zu bezahlen hoffen konnte. Sie sind nur ein Teil der Arbeit, die diese unglückselige Schuld seinen mächtigen Geist gekostet hat, der andere Teil ging für die Wucherer von Paris auf.

Sein Leben wurde ein fieberheißer Kampf ums Dasein, verbunden mit einem ebenso aufreibenden Kampf um Größe und Ruhm. „Welchen Intelligenzverlust haben mir nicht diese Unglücksfügungen bereitet," sagte er einmal zu seinen Freunden. „Ein Jahrhundert Ruhm haben sie mir geraubt." Er verblüffte die Welt durch seine kolossale Produktivität. Ich will die Titel seiner Bücher in einem einzigen Jahr nennen. Wählen wir das Jahr 34. Er schrieb in diesen zwölf Monaten „Un drame au bord de la mer", „La duchesse de Langeais", „La fille aux yeux d'or", „Le père Goriot", „La recherche de l'absolu". Und an diese Liste knüpft seine Schwester die beinahe erschreckende, kurze, aber vielsagende Bemerkung, daß die Jahre, die die reichste Produktion zeigen, die vielfältigsten, drückendsten Leiden aufzuweisen gehabt haben. Schreiben müssen, von Claës' Suchen nach dem allesbeherrschenden Gold zu erzählen, während die Wucherer an die Türe klopfen und kaum warten wollen, bis das Manuskript, das er mit seinem Herzblut schrieb, trocken ist und vom Verleger in Empfang genommen werden kann. . . . Was Wunder, wenn durch seine Bücher ein rieselnder Goldstrom läuft, in dem wir bis zu den Knien waten; was Wunder, wenn er in seinen Werken wie in seinem Leben beständig dem Reichtum nachjagt, der ihn in der Welt der Wirklichkeit beständig flieht? Denn zuweilen legt er die Feder hin und wird wieder Spekulant: er will selbst in den alten Goldminen der Römer in Sardinien graben, er will wieder Papier erfinden.

Alle Verschuldeten werden Phantasten. Ihr Leben wird ein Traum, daß das Unmögliche geschehen wird, und sie leben in der Hoffnung auf Wunder. Die Unmöglichkeit verschwindet, verschwindet für sie, sie schwelgen sozusagen in den unfruchtbaren Hoffnungen der Hoffnungslosigkeit. Wenn es allen Menschen so geht, ist es nur natürlich, daß Balzacs Schulden der erste Grund zu seinem immer stärkeren Phantasieleben wurden. Seine mächtige Einbildungskraft, die ebenso imponierend war wie sein Denken, fand allzustarke Nahrung in diesen Leiden, sie wurde, wie es scheint, zuweilen die Alleinherrscherin in seinem überbürdeten Gehirn, und seine Exzentrizitäten vermehrten seine Schuld und sein Unglück. Seine Reisen nach Sardinien um Gold, seine hoffnungslosen Projekte, seine tausend Verirrungen, alles ist dieser unselig überlasteten Einbildungskraft zuzuschreiben, die krankhaft erhitzt war von dem doppelten Kampf um die Existenz und den Ruhm, der seinen Gedanken die Macht nahm und ihm den Schein zur Wirklichkeit machte. Balzac konnte nicht lügen, aus dem einfachen Grunde, weil Wahrheit und Realität momentweise ganz aufgehört hatten, für ihn zu existieren. Er lebte in der Welt,

die er selbst geschaffen hatte, und er entfloh der wirklichen, von der diese ein Abbild war. Rastignac und die Baronin Nucingen wurden lebendige Personen, er sprach von ihren Kindern, von ihrem Heim, von den verschiedenen Heiraten in der Familie. In jener selbstgeschaffenen Welt war er ja reich und konnte seine Hände in Goldströmen baden, hier war die wunderbare Wirklichkeit, und hier war der „reiche Bankier, der gerne Balzacs Schuld bezahlen wollte, um ein solches Genie zu retten." Seine Einbildungskraft schuf ihm ein neues Leben, wo er momentweise reich, vornehm und glücklich war: Er schenkte einmal Herrn Latouche ein arabisches Pferd. Latouche wollte es nicht annehmen, aber Balzac nötigte ihn, bat ihn, sagte, daß er sehr böse sein würde, wenn er sich weigerte, es anzunehmen. Latouche gibt nach und dankt sehr für das allzu kostbare Geschenk. Brauche ich erst zu sagen, daß der Dichter nie ein arabisches Pferd besessen hatte? Wenn er dann aus seinen Träumen erwachte, war er hoffnungslos verzweifelt. So gestaltete sich sein ganzes Leben zu einem ununterbrochenen schmerzlichen Hinundherpendeln zwischen üppigen Träumen und einer entsetzlichen Wirklichkeit, und unter solchen Kämpfen ist die „Menschliche Komödie" geschrieben.

Diese Kämpfe dauerten sein ganzes Leben lang. Sein Leben war von diesen Leiden eingeschlossen, die sein Leichtsinn stets erneuerte. Balzac war prunksüchtig, und er liebte die Kunst. Er konnte sich in die furchtbarste Verlegenheit bringen, um Geld für einen kostbaren Porzellangegenstand oder ein holländisches Bild aufzutreiben. Er wurde gänzlich von dem verhängnisvollen Leichtsinn jener beherrscht, die meinen, daß es nicht mehr schlimmer werden kann, und er konnte sich jahrelang an den Verleger binden, sich für lange Zeiträume einem Wucherer verpflichten, um nur Geld zu einer luxuriösen Mahlzeit zu bekommen. Er war brutal in seinem Leichtsinn wie in allem andern, er war stets in allen Verhältnissen rücksichtslos und gewaltsam.

Ist es wohl notwendig, zu erzählen, daß Esthers und Madame de Beauseants Dichter auch gewaltsam in seinem Begehren nach dem Weibe war und daß die Liebe noch hinzukam, um die Überlastung im Leben des Dichters zu vollenden. Die Liebe war lange bei ihm nur ein heftiger Sensualismus, und ihre Paroxismen kamen und gingen in seiner verwirrten und komplizierten Existenz so wie „die Schwalben, die in ein Haus fliegen, das offen steht, und nach kurzer Zeit sein gastfreundliches Dach wieder verlassen." Aber dann kam die große Leidenschaft hinzu, und Balzac, der das Unglück hatte tragen können, starb am Glück.

Von diesem Mann und in diesem Leben wurde die „Comédie Humaine" geschaffen. Und wenn Madame Surville mit nervöser Ängstlichkeit fragt, ob denn all dies Unglück für ihren Bruder notwendig war, und ob es ihn geschaffen hat, dann wird man antworten müssen, daß ein moderner Shakespeare — nicht ich, sondern Taine nennt Balzac mit diesem Namen — gewiß so leiden muß. Vielleicht war nicht gerade d i e s e s Unglück notwendig, aber ein Dichter wie Balzac muß in einer Zeit wie der unseren immer viel leiden. Gringoire hat recht, wenn er sagt, daß ein Dichter den Schmerz der Zeit aufnimmt

und in seiner Brust birgt; und selbst wenn das Leiden, worüber man Bücher schreiben kann, vielleicht kein Leid mehr sein mag, so ist es doch immerhin eines gewesen. Die Seele des großen Dichters gleicht den feinen Blättern eines Elektroskops, die sich selbst bei dem allergeringsten Strome stark bewegen. Und in unseren Tagen, wo die nach tausend verschiedenen Seiten gehenden verschiedenen Strömungen selbst die Seele eines gewöhnlichen Menschen mehr als halb in Stücke reißen, muß das Leben des großen Dichters eine blutige Walstatt für eine Unzahl von Feinden werden, die sich gegenseitig in ununterbrochenem Vernichtungskampf zerfleischen.

Gerade das war Balzacs Leben. Ein Leben, das sozusagen die höchste Potenz des Lebens seines wunderlichen Jahrhunderts war, das all sein Fieber barg, alle seine Leidenschaften einschloß, ebenso unruhig war, ebenso wankelmütig, ebenso unmoralisch, ebenso erhitzt und ebenso überspannt. Das Stöhnen der Überspannung, das wie eine dumpfe Begleitung zu Balzacs mächtigen Sinfonien erklingt, ist zugleich das des Jahrhunderts und sein eigenes; das nervöse Zittern, von wachen Nächten, forcierter Arbeit, peinigenden Gedanken, potenzierten Sorgen und raffinierten Genüssen hervorgerufen, das jedes seiner Werke durchrieselt, erschüttert zugleich seinen eigenen und den Körper der Gesellschaft.

Die Empfänglichkeit ist das notwendige Übel des Dichters. Es ist nicht absolut beneidenswert, ein Balzac zu sein. Er hat seinen Ruhm teuer bezahlt.

Nichts ist umsonst, sagt das Leben beständig. Und Balzac gegenüber hat man wohl Grund zu denken, daß das Geheimnis der Auserwählten verhängnisvoll ist.

Das Genie ist ein Nessushemd, das den verbrennt, der es trägt! Und es sich vom Leibe reißen kann keiner.

Nur des Todes kaltes Laken meistert und löscht den furchtbaren Brand.

---

# Im Kriege.

Novelle von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Es war im Kriegerverein zu Cr . . ., einer eingeschlafenen Mittelstadt ohne Industrie, ohne Universität, ohne Hof, aber mit ungezählten pensionierten Offizieren und Beamten, aus denen sich die „Spitzen“ des Kriegervereins rekrutierten. Für gewöhnlich freilich, wenn keine Schlacht- oder Kaisersgeburtstage zu feiern waren, hielten sich diese „Spitzen“ den Zusammenkünften der alten Krieger ebenso fern, wie sie dereinst als Offiziere den Gemeinen ferngestanden hatten; nur der Krieg — wie jetzt die Kriegserinnerungen — hatte ein festeres Band zwischen ihnen geknüpft.

Heute saßen die alten Graubärte also qualmend in ihrer von Rauch blauen Bierstube, wie sie dereinst in der Kantine gesessen hatten, hier wie dort von ein paar patrio-

tischen Bildern und gipsenen Herrscherbüsten mit verstaubten Lorbeerkränzen umgeben, hier wie dort von einem dunstenden, glühroten eisernen Ofen erwärmt. Da es strenger Winter war, so verboten sich die Freuden der Kegelbahn von selbst; und das Gespräch drohte in den sattsam bekannten Kriegsgeschichten zu versanden, die jeder der Helden immer wieder als sein eigner Sänger und Barde vortrug, wenn nicht zuweilen ein neuer Stadtklatsch das altgewohnte Ragout gewürzt hätte.

Einige hatten sich soeben an das Billard gemacht und ließen auf dem grünen Gefechtsfeld die Kugeln knallen, da trat unerwartet ein neuer Gast ins Vereinszimmer, ein Hüne von Gestalt, doch in seinen Zügen die Sanftmut selbst, schüttelte sich vor Kälte, begrüßte den Vorsitzenden mit einem so herzhaften Händedruck, daß dieser sich in die Lippen biß, um nicht vor Schmerz aufzuschreien, und stellte sich dann als das neue Vereinsmitglied Heinrichs vor, das mit seiner Ofenhandlung nach Cr . . . übergesiedelt war und in patriotischer Gesinnung Anschluß an den städtischen Kriegerverein gesucht hatte. Diese neue Erscheinung war die Sensation des Abends. Der Ofenhändler, oder vielmehr der Hoflieferant Seiner Hoheit, des Fürsten Reuß XXIV, wurde umringt und ausgeforscht: nach seinem letzten Wohnsitz, den Gründen seiner Übersiedlung, seinen Familienverhältnissen, seinen Geschäften, dem Kriegerverein, dem er bisher angehört hätte — und der Truppe, bei der er Kombattant gewesen war.

Der Neuling schlug sich auf die breite Brust und nannte mit kräftiger Baßstimme den endlosen Fürstentitel eines norddeutschen Artillerieregiments, das im Feldzug als Divisionsartillerie fungiert und die meisten Schüsse von allen abgegeben, die meisten Mannschaften und Pferde verloren und die meisten eisernen Kreuze bekommen hätte. Der alte Kanonier geriet bald in ein Kreuzfeuer von Fragen; der eine hatte bei demselben Korps mitgefochten, der zweite war bei der Stabswache der Division gewesen, ein dritter erkundigte sich nach dem Obersten, andre nach den Schlachten und Gefechten, die er mitgemacht hatte — und so war man denn in kürzester Frist wieder bei dem alten Thema angelangt, nur daß es diesmal den Reiz der Neuheit hatte. Man kannte ja diese neuen Kriegserinnerungen noch nicht; der Neuling war vermutlich sogar ein großer Held, wie er eine Säule des Kegelklubs zu werden versprach; und nicht genug, etwas Neues, Herzerhebendes zu hören, fand ein Jeder selbst ein jungfräuliches Ohr, das die alten Geschichten mit den stereotypen Wendungen noch wißbegierig anhörte — bis es sie schließlich auch auswendig konnte.

Mit dem großen Helden war es freilich nichts. Durch ein Wunder des Himmels war er nicht einmal verwundet worden; nur in seine Feldflasche hatte eine Kugel eine Wunde geschlagen, durch die sich der schönste Bordeauxwein, den er bei den Kämpfen um Orleans erbeutet, verblutet hatte . . . Außerdem hatte er vierzehn Tage strengen Arrest gehabt, und zwar aus folgendem Grunde.

„Wir waren," erzählte der Veteran, „im Loirefeldzug in ein Dorf einquartiert; wie es hieß, habe ich vergessen. Das sind ja alles so kauderwelsche Namen . . . Unser Ge-

schütz, d. h. die Bedienung, denn die Kanonen parkierten auf dem Marktplatz, kam auf einen großen Bauernhof, der trotz des Krieges noch ganz wohlhabend aussah. Der Besitzer hatte Mutter und Frau, Knechte und Mägde. Er war ein baumlanger Kerl, größer als ich, und redete uns in seiner Sprache an, um uns irgend etwas begreiflich zu machen. Wir verstanden nur immer „Lancier". Er hatte jedenfalls als Lancier unter Napoleon gedient und wollte uns damit imponieren. Wir zuckten die Achseln und ließen ihn stehen: er war wütend. Ich sehe ihn noch mit seinem Ziegenbart an der Unterlippe, seiner roten Zipfelmütze und seinem blauen gestärkten Leinenkittel, über den er sich ein wollenes Halstuch geschlungen hatte; denn es war eine schneidende Kälte, und wir hatten von den Märschen und Biwaks eine Menge erfrorener Nasen, Hände, Ohren und Füße in der Batterie. Es war noch kälter wie jetzt, und wir haben doch heute schon einen Bärenfrost und einen Wind . . . hui, wie der die Straße herunterpfiff . . . Wir waren also tüchtig erfroren und ausgehungert, und da wir uns mit dem Kerl nicht verständigen konnten, zog ich meine Uhr, zeigte auf 12 und 6 und befahl: „manger". Das war mein einziges Französisch, was ich konnte: es genügte auch . . . Wir kriegten unsre französische Suppe zu Mittag: die bekannte Brühe von Kartoffeln, Brotschnitten und Wasser mit 'nem bißchen Speck oder Fleisch drin.

„So weit ging also alles gut; aber am Nachmittag gab's einen Streit wegen der Futterage*). Wir wollten Heu für die Pferde haben und gingen auf den großen Bauern los, der mit 'ner Heugabel vor der angelegten Bodenleiter stand. Wir suchten ihm begreiflich zu machen, was wir wollten. „Oï, Oi?" wiederholte er achselzuckend. „Je ne comprends pas, Monsieur."

„Was, der Kerl nennt uns Musjö, wie der Unteroffizier, wenn er uns schimpft! — Ich will dir mal die Hammelbeine grade ziehen! Musjö!" So schrieen die Kameraden durcheinander.

„Wir sind keine Musjös, Kanallje", brüllte ich den Franzosen an.

Der hatte wohl nur das letzte Wort verstanden. Er wurde puterrot. Es ging ihm wie ein Ruck durch den Körper, und als ich ihm die Heugabel aus der Hand reißen wollte, um damit auf den Boden zu klettern, legte er sie wie eine Lanze ein, der alte Lancier, und ging auf mich los. Ich packte die Gabel am Stiel mit der Linken und langte ihm mit der Rechten eins über."

Der Hoflieferant erhob seine große, knochige Hand und führte einen Streich durch die Luft, wobei die Umsitzenden unwillkürlich den Kopf duckten. Dann legte er sie schwer auf den Tisch nieder und fuhr fort:

„Na, wo ich hinhaue, da wächst kein Gras. Ich hatte aber besonderes Pech; ich traf den Mann an die Schläfe. Er streckte die Arme in die Luft, warf die Heugabel hin und fiel der Länge nach zu Boden. Er war auf der Stelle tot, ohne Schrei, ohne Zucken.

*) Für Furage.

„Wir standen eine Weile ratlos wie vor etwas, was uns nicht in den Kopf wollte. Dann sagte einer: „Gottseidank, es hat's keiner gesehen."

„Wir trugen den Toten die Leiter hinauf zum Heuboden, vergruben ihn so tief wie möglich unter dem Stroh, stellten die Leiter fort und gingen wieder an unsre Arbeit. Dem Geschützführer sagten wir kein Sterbenswörtchen. Am nächsten Morgen sollte ausgerückt werden. Unsre Sachen waren von den letzten Biwaks und Gefechten in einem schauderhaften Zustand, zerrissen, voller Schmutz und schwarz von Pulverschleim. Vor allem war das Schuhzeug in arger Verfassung. Die Sohlen klafften oder waren durchlöchert, denn wir waren auf dem Marsch oft zu Fuße gelaufen, um die abgetriebenen Pferde zu schonen. Manchmal mußten wir auch in die Speichen greifen und die Knalldroschke schieben: nach der Schlacht von Cravant hatten wir nur noch drei Pferde vorm Geschütz . . .

„Wir putzten und flickten also unsere Sachen pikfein, wie Schulbuben, die ihre Arbeiten besonders gut machen, wenn sie etwas ausgefressen haben. Es dauerte gar nicht lange, so hörten wir Skandal auf dem Hofe. Die Frau und die Mutter suchten nach dem Sohn. Sie schrieen seinen Namen: Urban hieß er; das hörten wir, Urban Ledrü. Wir guckten uns entsetzt an. Mein Gott, wenn die auf den Einfall kamen, auf den Boden zu klettern! Aber es war zum Glück schon dunkel. Dann kamen sie weinend und wehklagend zu uns herein und fragten nach Urban. Wir verstanden kein Französisch und zuckten die Achseln. Sie stießen ein paar wütende Laute aus, so ähnlich wie „Sakerment!" und warfen die Tür hinter uns zu. Wir waren ganz klein und schwankten den ganzen Abend zwischen Furcht und Hoffnung. Jedesmal, wenn Lärm entstand, wähnten wir uns entdeckt. Vor den ersten Granaten, als wir die Feuertaufe empfingen, hatte ich nicht solchen Graus wie vor diesen beiden Megären.

„Wir kochten uns selbst unsre Abendsuppe, denn die Weibsleute und Knechte waren wie unsinnig, drohten uns mit Fäusten und liefen dann wieder auf die Suche nach dem Urban. Wir schliefen die Nacht auf dem Heuboden in einer anderen Ecke: das schien uns das sicherste. Was war dabei? In den Kämpfen um Metz hatten wir jungen Dächse uns noch entsetzt, wenn die alten Reservisten von 66 die Gefallenen zusammentrugen, ihre Mäntel darüber breiteten und auf diesem Lager nächtigten. Jetzt hatten wir das auch gelernt. Es war immer noch besser, auf einer bekleideten Leiche, als im nassen Schnee und auf dem knochenharten, gefrorenen Boden zu schlafen.

„Aber der Tote da unter den Heubündeln war uns doch grauslich. Ich dachte alle Augenblicke, er würde hervorkommen und uns verraten, und trotzdem wir von all den Strapazen kaput waren und eine gute Nachtruhe im warmen Stroh bitter nötig hatten, schlief ich miserabel. Einer von uns mußte abwechselnd wachen und herumpatrouillieren. Das Dorf war zwar dick voll Militär, so daß wir vor den Franktireurs keine Bange hatten; aber wir fürchteten, die Weiber vom Hof möchten aus Rache den Heuboden anzünden und uns lebendig braten.

„Endlich graute der Morgen. Wir rückten noch im Schummern aus; der Geschützführer war ganz erstaunt, daß wir so früh mobil waren; sonst mußte er uns immer aus dem Stroh ziehen. Endlich schmetterte das Signal „Ausrücken" durch die verschneiten Dorfgassen. Die Pferde wurden zu dem Geschützpark geführt und angespannt und wir rückten ab. Uns fiel ein Stein vom Herzen.

„Wir kamen vors Dorf, wo das Regiment sich versammelte. Die rote Wintersonne ging auf und blitzte auf den Kanonenrohren. Die Pferde waren in weiße Dampfwolken gehüllt. Die Offiziere hatten sich in dicke Schafspelze gemummt und wir hatten uns mit Fausthandschuhen und Ohrenklappen gerüstet, so gut es ging.

„Der Oberst kam angetrabt. Die Abteilungsführer sprengten ihm entgegen. Er rief die Batteriechefs zu sich. Der Galopp hallte auf dem gefrorenen Boden wie Dreschflegeltakt auf einer Tenne.

„Alles war marschbereit. Da erschien aus dem Dorfe plötzlich eine Schar von Weibern und Kindern, von ein paar alten Bauern begleitet, und schritt auf den Obersten zu. Als sie näher kamen, sah ich an der Spitze die beiden Megären und einen weißbärtigen Alten, jedenfalls den Maire des Dorfes. Mir fuhr ein Todesschreck durch die Glieder. Am liebsten wäre ich in den Protzkasten gekrochen, auf dem ich saß."

Diese Worte des Hünen erweckten allgemeines Gelächter. Er fuhr unbekümmert fort, wie wenn er eine Lektion hersagte:

„Der Oberst hörte die Frauen ruhig an. Dann rief er plötzlich: „Wer hat im Hof von Urban Ledrü gelegen? Vortreten!"

„Wir blickten uns entsetzt an. Was sollten wir machen? Wir sprangen von der Protze und Lafette ab, die drei Reiter und der Geschützführer von ihren Pferden, und stolperten mit zitternden Knieen über die gefrorenen Ackerschollen zum Obersten. Alle Blicke waren auf uns gerichtet. Wir traten in den weiten Halbkreis, den die Hauptleute um den Obersten bildeten; in der Mitte hielt er selbst mit dem Adjutanten und Stabstrompeter. Die Weiber standen in der Öffnung des Bogens. Kaum erblickten sie uns, da schrieen sie laut auf und wiesen mit erhobenen Händen auf uns. Nur die Scheu vor den Reitern hielt sie ab; sonst wären sie uns wohl ins Gesicht gesprungen und hätten uns mit den Nägeln zerkratzt. Sie fletschten die Zähne und heulten wie hungrige Wölfinnen.

„Der Oberst fragte sie etwas auf Französisch. Sie antworteten mit gellendem Geschrei, alle durcheinander. Dann fragte er uns:

„Welche Batterie?"

Unsre Lippen waren wie zugefroren.

„Dritte, Herr Oberst."

Der Kommandeur drehte sich um. Unser Kapitän drückte sein Pferd vor und legte die Hand an den Helm.

Dann erhob der Oberst furchtbar die Stimme. Er kam uns vor, wie Gott Vater beim Jüngsten Gericht.

„Es ist gestern abend ein Verbrechen begangen worden, ein scheußlicher Mord! Ein wehrloser Bauer ist erschlagen und auf dem Heuboden seines Hofes verscharrt worden. Wer von euch weiß etwas von dem Verbrechen?“

„Wir standen stramm, die Hand an der Hosennaht. Das Herz klopfte uns bis in die Halsbinde hinauf. Ich sah mich als Mörder gebrandmarkt und brachte kein Wort über die Lippen.

„Der Kommandeur ritt dicht an uns heran. Ich stand in der Mitte von uns neun, obwohl ich der längste war: rechts von mir standen die Reiter und der Geschützführer. Der Oberst fragte zuerst den Sergeanten, dem wir nichts verraten hatten:

„Wissen Sie was davon?“

„Nein, Herr Oberst.“

Er fragte den zweiten und dritten. Ich war verloren. Aber o Wunder: sie antworteten gleichfalls: „Nein, Herr Oberst!“

Dann kam er zu mir. Ich schwieg. Die Kameraden hatten mich nicht verraten. Sollte ich mich selbst hereinlegen?

„Warum antworten Sie nicht?“ herrschte mich der Kommandeur an. „Das ist verdächtig.“

Ich flennte beinahe. „Herr Oberst . . .“ stieß ich hervor, „ich gab dem Mann nur 'ne kräftige Backpfeife . . .“

„Genug!“ rief der Kommandeur und schnitt mir mit einer Handbewegung das Wort ab. Dann nickte er den Weibern zu, als ob er ihnen Rache verspräche. Sie stießen ein Schakalgeheul aus.

„Wir wurden jeder auf eine andre Batterie verteilt; wer mit uns sprach, sollte streng bestraft werden. Das weitere würde sich am nächsten Rastorte finden. Der Adjutant sah nach der Uhr. Die Hauptleute ritten zu den Batterien. Wir machten Kehrt und strauchelten den Geschützen zu, die uns mit barscher Stimme angewiesen wurden, — wie Betrunkene, die nach Hause taumeln. Die Batterieen trabten an.

„Es war die gräßlichste Fahrt meines Lebens. So etwa, als ob ich scheintot zu meinem Begräbnis gefahren würde. Der Mund war mir verschlossen, und ich wagte vor Scham nicht aufzublicken; ich stierte dumpf, ohne einen Gedanken, vor mich hin. Der Frost machte mich bald ganz fühllos. Nur das Stoßen der Lafette, die über die tiefen gefrorenen Gleise sprang, wie über einen Knüppeldamm, hielt mein Blut in Bewegung; ich wäre sonst sicher erfroren .... Raben krächzten über unsern Köpfen. Plötzlich machte die Lafette einen mächtigen Satz: wir fuhren über einen gefrorenen Kadaver, der quer über den Weg lag. Er war schon halb zermalmt und hatte bloße, blaue Füße. Mir machte das alles keinen Eindruck. Bald mehrten sich die Spuren des Kampfes, der vor ein paar Tagen hier getobt haben mußte. Der weiße Schnee war beschmutzt und tief durchfurcht. Waffen und Monturstücke lagen herum. Schwarze Körper bedeckten die weißen Felder, wie Flöhe ein Leichentuch. Eine zerschossene Mitrailleuse stand auf einem Rade, wie

ein Mensch, dem ein Bein abgeschossen ist, und reckte ihr dickes Rohr gen Himmel. Pferdeleichen, über die der Wind feinen Schnee geblasen hatte, ragten wie lauter große Maulwurfhügel. Wir kamen durch ein ausgebranntes Dorf. Es war völlig menschenleer. Verkohlte Balken standen in die Straße hinein, daß man den Kopf ducken mußte, um nicht dagegen anzurennen. Der Schnee war vom Feuer fortgefressen und klebte nur noch hier und da in den Steinfugen und Wegespuren. Auf dem Platze standen ein paar ausgebrannte Planwagen, von den Einwohnern im Stich gelassen. Alles schwarz und weiß wie 'ne Zeichnung.

„Und weiter ging es durch die öden Felder; die Spuren der Verwüstung hörten auf. Ich sah und hörte nichts mehr. Als die rote Abendsonne ihre Blutspuren auf den Schnee warf, machten wir in einem Dorf Halt. Man rüttelte mich auf und stieß mich auf den Platz. Der Oberst, jetzt zu Fuß, wartete auf uns, während er sich die erstarrten Beine durch Stampfen wärmte.

„Die Missetäter kamen angehumpelt, wie Hunde, die Prügel bekommen sollten. Wir wurden in Abständen aufgestellt, so daß wir uns nicht verständigen konnten und nicht hörten, was die anderen aussagten. Mein Verhör war kurz. Ich bekannte die Wahrheit. Der Adjutant machte sich Notizen in sein Buch. Ich sah mich bereits füsiliert.

„Endlich ließ uns der Oberst zusammentreten. Ich erblickte meinen Kapitän, der mich vorwurfsvoll ansah.

„Ich wartete, vor Frost schlotternd, auf mein Todesurteil und bedauerte schon, nicht von der letzten Granate weggeputzt zu sein, die unsre Nummer Drei*) umgerissen hatte.

„Endlich öffnete der Oberst die Lippen unter seinem rotbraunen Schnurrbart, von dem dicke Eiszapfen herabhingen.

„Das Verhör hat Ihre Aussage bestätigt. Aber warum habt Ihr andern mich angelogen?“

„Ein kleiner Kanonier, ein geweckter Berliner, gab die Antwort. Sie hätten ihren Kameraden nicht anpetzen wollen, ehe er sich selbst meldete.

„Das ist sehr kameradschaftlich gedacht,“ nickte der Oberst wohlwollend, „aber für die Lüge im Dienst muß ich euch drei Tage Mittelarrest geben. Und Sie“ — damit wandte er sich wieder an mich — „Sie hätten die Sache gleich melden müssen, anstatt sie so dumm zu verheimlichen und dem Regiment einen Mordverdacht aufzuladen. Dafür kriegen Sie vierzehn Tage strengen Arrest; das übrige mögen Sie mit sich selbst ausmachen.“

„Mir war plötzlich wie vorhin, als ich von der zugigen Straße hier in das warme Vereinszimmer kam. Das Blut schoß mir sozusagen mit einem Ruck durch den ganzen Leib.

„Die paar Rüffel vom Hauptmann, vom Wachtmeister und Zugführer, die bei jeder

*) Die Bedienungsmannschaften bei der Artillerie haben Nummern.

Charge gröber wurden, und die Rippenstöße des Geschützführers, der mit einem Verweise davonkam, dünkten uns wie Liebkosungen."

Der Hoflieferant machte eine Erholungspause. Dann schloß er:

„In den nächsten vierzehn Tagen merkte ich freilich, was strenger Arrest im Felde ist, obgleich ich wegen der grimmigen Kälte nicht ans Rad gebunden wurde. Aber der Strafdienst nach den Strapazen der Märsche, nach den Aufregungen der Gefechte war hart. Ich mußte außer der Reihe Futter, Wasser und Lebensmittel requirieren, Feuer anmachen, die eiskalten verbleiten Geschützrohre putzen, an denen die Haut festfror, — während die andern am Biwaksfeuer schliefen oder Liebeszigarren rauchten. Kurz ich war Mädchen für alles. Ich habe die Maulschelle also teuer bezahlt und mir das in Zukunft zur Warnung dienen lassen — denn im Frieden wär' ich nicht so glimpflich davongekommen."

Der Hoflieferant trank einen kräftigen Schluck aus seinem Seidel und schöpfte Atem.

Da fragte ein alter dürrer Kanzlist, der Vizevorsitzende des Vereins:

„Nun, und der Totschlag, lag Ihnen der nicht länger auf dem Gewissen? Sie hatten zu Anfang doch Angst gehabt . . ."

„Angst?" wiederholte der Veteran. „Doch nur vor dem Obersten, vor der Disziplin, vor der Schande. Ohne d i e hätten wir im Granatfeuer nicht so stramm ausgehalten. Aber der Lancier, du lieber Gott! Ich habe mich nur meiner Haut gewehrt! Und das Sterben, das war uns doch ein gewohnter Anblick. Wir waren ja täglich und stündlich darauf gefaßt."

---

# Zusammensein.

Von

Emil Lucka.

## Hochzeitstag.

Was ich schon habe, wird mir heut gegeben,
Was ich vor lange gab, verpfänd' ich neu.
Und immer tiefer wurzeln unsre Leben
In Liebe ein und wachsen eng in Treu.

Zu deinen Füßen leg ich weiße Blüten
Und Perlen, daß sich eine Krone flicht
Um diese Stirne, duftend sie zu hüten —
Zu deinen Füßen leg ich mein Gedicht.

Du siehst, was ferne Meere, ferne Gärten
Für dich gesandt, doch du berührst es nicht.
Was deine eignen Lande dir bescherten,
Erschaust du — und so nimmst du mein Gedicht.

### Unser Heim.

Wir treten bebend über diese Schwelle.
Die Tür fällt zu — wir sind in unsrem Haus.
Lang stehn wir stummen Glücks. Dann stamml' ich aus
Dem übervollen Herzen: „Froh und helle

Wie diese Blumen, die die Simse zieren,
Soll dir das Leben werden, meine Braut,
Mein Weib! Du hast in Lieb dich mir vertraut,
So will ich dich in Lieb durchs Leben führen."

Du aber schließest heiß den Mund mir zu
Mit einem Kuß, von goldner Zukunft schwer.
Um uns wogt brausend unsrer Liebe Meer,
Und dieses Flüstern hör' ich: „Lieber du!"

### Am späten Abend.

Die Dämmerung hat längst mit weichem Finger
Das letzte Wort von unsrem Mund gepflückt,
Legt ihre Schleier über uns und inniger
Hat sie dein Haupt an meine Brust gedrückt.

Und meine Lippen atmen dich und trinken
Die Glorie, die das Dunkel süß erhellt.
O Nacht der Nächte! Deine Augen blinken
So tief in meine Seele, Glück der Welt!

### Flammen.

Die flammenden Gewalten,
Die uns umbrandet halten,
Durchsingen unsre Seelen
In brausenden Chorälen.
In ihren Purpurfluten
Ertrinken die Minuten —
Laß uns umschlungen sein!

Daishō-Stichblatt, Eisen. Arbeit der Kinai-Schule. Achtzehntes Jahrhundert.

# Japanische Kunst.

(Zur Ausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum.)

Nachdem wir durch die chinesische Ausstellung der Madame Wegener die Bedeutungslosigkeit einer schnell und dilettantisch zusammengebrachten Stapelung exotischer Altertümer mit peinlicher Heftigkeit demonstriert bekamen, wird uns die Vorführung der Sammlung Moslé zu einem doppelt wertvollen Erlebnis. Schon die Art der Aufstellung wie die Gegenstände untergebracht, wie sie zu edlen Stilleben gereiht wurden, zeigt, daß dieser Sammler nicht von ohngefähr raffte, was ihm just unter die Finger kam, daß er vielmehr mit eindringendem Blick jede Erwerbung nach Stammbaum und Seele befragte. Nur, weil es sich hier um wahre, sorgfältig geprüfte Kunstwerke handelt, schließt sich die Vielheit der Nummern zu einem Organismus: die Blutsverwandtschaft, die Adelsgemeinschaft dieser zahllosen über Jahrhunderte sich verteilenden Gebilde wird offenbar. Die volle Zärtlichkeit eines Liebhabers, der von dem untadeligen Wert seiner Schatzkammer überzeugt ist, und es sein darf, hat Moslé bei dieser ersten und vielleicht einzigen Vorführung seiner Sammlung entfaltet. Da die Räume des Museums zu hoch waren, so zog er nach dem Bedürfnis des an japanische Abmessungen gewöhnten Auges Interims-

Fürstenschwert im Ständer.

decken aus Latten mit gespannter Gaze. Nach der gleichen Methode wurden die Fenster und die Wände verkleidet. Man spürt den sanften Zwang, der die Vorstellung auf die Holzhäuser, die Mattenmaße und die papiernen Schiebewände des fernen Nippons einstellt. Zwei eingebaute Nischen, Toko-no-ma, in denen Kakemono hängen und besonders wertvolle Kunstwerke, Geschenke der Kaiserin von Japan, aufgestellt wurden, vervollständigen die Illusion, ohne daß auch nur die Spur eines ethnographischen Panoptikumeffektes sich regt; die reine, kühle Atmosphäre selbstverständlicher Klassik umfängt uns. Von derselben hohen Qualität zeugt auch der Katalog, das Resultat hingebender Arbeit, ein übersichtliches und vorzügliches Druckwerk von beinahe vierhundert Seiten. Gute Kenner gaben zu den einzelnen Abteilungen erläuternde Einleitungen; jedes Stück wurde sorgfältig beschrieben und nach Möglichkeit datiert. —

Wir zählen 2249 Nummern (die im Jahre 1905 gezeigte Sammlung Jakoby umfaßte 1182 Nummern), deren jede drüben, im Ursprungslande, während eines dreiundzwanzigjährigen Aufenthaltes erworben wurde. Den Hauptkern bilden, wie zu erwarten, die Schwertzierate; ihnen gesellen sich sechs vollständige Rüstungen, etliche Helme, Masken und andere Rüstungsteile, sowie eine überaus wertvolle Kollektion Schwerter und Dolche. Die Gusoku sind Wunderwerke der Technik und der Ausdruckskraft; allein die Panzer aus Eisenstreifen oder -platten, die mit Seidenbändern verschnürt und oft mit reichen Beschlägen geschmückt sind, wirken wie eine Apotheose des rasselnden Krieges. Die Helme sind

köstlich und furchtbar zugleich; aus Eisenspangen genietet, geben sie das Gefühl der Wölbung und des Angriffs, die Tauschierung und das zarteste Ziselierwerk verraten der Ritter kultivierte, äußerst verfeinerte Freude am Schmuck der Waffen. Unter den Schwertern treffen wir neben kostbaren Zeremonialstücken die unwiderstehlichen Daishō (das große und das kleine Schwert), vielfach bezeichnet und beglaubigt. — Von großen Bronzen hat auch Moslé nichts aufzuweisen; einige Blumenschalen und ein Räuchergefäß aus dem 16. Jahrhundert lassen immerhin Ahnungen wach werden. Die Lackarbeiten beginnen mit dem 17. Jahrhundert; die früheren, von den Japanern eifersüchtig behüteten, fehlen wie leider in den meisten europäischen Sammlungen. Dafür bekommen wir eine sehr gewählte Kollektion von Töpferarbeiten, gute Textilien und einige seltene Hängebilder zu sehen. Die Farbenholzschnitte weisen die frühen Moronobu und Masanobu und führen in gut geschlossener Reihe bis zu den vom Verfall umwitterten Nachkömmlingen des Hokusai und des Hiroshige; besonders gut ist der mädchenkundige Harunobu vertreten.

* * *

Nachdem im Jahre 1876, dem Beginn der modernen Ära, das Schwertertragen verboten wurde, kam diese Waffe, von der sich zu trennen, dem alten Japaner eine unsühnbare Schmach gewesen wäre, auf den europäischen Kunstmarkt. Freilich, komplette Schwerter blieben immer noch sehr selten, aber das Zubehör, die Schwertzierate, wurden häufig. Man kann der vielfachen Nachahmungen und Fälschungen wohl gedenken und wird doch zuweilen erstaunt sein über die Menge der Stichblätter,

Stichblatt, Eisen. Arbeit der Miochin-Familie.

der Schwertmesser und Haarnadeln (bisher immer unverständlich Schwertnadel genannt), der Zwingen, Kopfstücke und der kleineren Zierate, mit denen unsere Sammlungen aufwarten können. Dann muß man wissen, daß es sich hier um die Ernte mehrerer Jahrhunderte handelt, und daß es Zeiten gab, da ein einziger Samurai auf 170 Stichblätter stolz war. — Die fünf Jahrhunderte umfassende Entwicklung der Schwertzierate ist innerhalb der Kunstgeschichte ein einzigartiges Phänomen; dazu ist schwerlich irgendwelche Parallelerscheinung zu finden. Für kein anderes Gebiet gibt es ein so lückenloses Material, eine so stetige Tradition, eine so unbeirrbare Phalanx von Persönlichkeiten, deren jede die logische Erfüllung oder Befehdung, jedenfalls aber die Fortsetzung der Vorhergehenden und die Ankündigung der Nachfolger war. Um die japanische Kunst in ihrem gradlinigen Aufstieg und ihrer blütenreichen Beharrung recht zu verstehen, muß man die Existenz und das Wesen der Schulen begriffen haben. Was will es bedeuten, wenn wir

Räuchergefäß, Bronze. Sechzehntes Jahrhundert.

von der Schule Raphaels oder der des Rubens sprechen; wir meinen einen Kreis von Schülern, der nach einigen Jahrzehnten restlos zerstoben ist. Die japanischen Schulen umfassen Generationen von Abkömmlingen; die Kunst und das Handwerk vererben die Väter den Söhnen, den Enkeln und Urenkeln. Speziell für die Schwertzierate lassen sich solche durch die Zeiten ragende Familien nachweisen; an erster Stelle stehen die Goto-Meister. Während sechzehn Generationen, vom Ende des vierzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, bleibt dieser Familie das Erbe, kostbare Schwertmesser und Haarnadeln, zuweilen auch kleineren Zierat und Stichblätter zu fertigen. Für die Abwicklung dieser monumentalen Ahnenreihe hat Moslé ein ganz besonderes Interesse gehabt; seine Sammlung birgt von jedem der sechzehn Meister, von deren Schülern und Nebenlinien zahlreiche gesicherte Stücke. Es ist offenbar, welch kaum schätzbarer Wert allein in diesen etwa dreihundert Nummern enthalten ist: ein unfehlbarer Schlüssel für die Entwicklung der japanischen Kunst vom Mittelalter bis zum Einfall der europäischen Verderbnis.

* * *

Zu denen, die am frühesten sich an japanischer Kunst ästhetisch vergnügten, gehören die Gebrüder Goncourt. 1881 gab Edmond eine Beschreibung ihrer Sammlung; es wurde eine Konfession vibrierender Nerven. Jeglicher historischer Exaktheit ledig, war dieser Katalog, wie alles, was von den Goncourts kam, eine leidenschaftliche Causerie, eine Hymne und ein Tanz. Diese temperamentvollen Amateure kümmerten sich wenig um Tabellen und Geschlechtsregister; sie sammelten

Kleid für die Nō-Pantomime.
Siebzehntes bis achtzehntes Jahrhundert.

nicht aus musealem Interesse, sondern aus Lebensbedürfnis. Ihr Erbverwalter Bing traf das Richtige, als er sagte: „Ihrer rigorosen Logik bedeutete es wenig, an welchem Orte der Erde die einzelne Blume aufgegangen; vorausgesetzt, daß alle im Bukett von demselben Geruch waren und sich in einer einigen Harmonie umarmten." Damals war es auch kaum möglich, gesichterte Geschichtsaussagen über die japanische Kunst, speziell die Arbeiten der Metalltechnik, zu machen. Noch 1905 schrieb Gaston Migeon im Vorwort einer Publikation japanischer Meisterwerke, daß es

Stichblatt, Eisen mit flachen Reliefeinlagen von Gelbmetall. Sechzehntes Jahrhundert.

Tollheit hieße, an die Schätze des fernen Orients mit kritischer Methode herantreten zu wollen; vorderhand könne man sich begnügen, mit ihnen als ein Dilettant und Künstler zu spielen. Das war nun freilich mehr Skepsis, als der Stand der Forschung notwendig machte. In Frankreich selbst war bereits das Fundament zu einer Chronologie der Schwertzierate (dem universalen Schlüssel) gelegt worden. Tadamasa Hayashi hatte 94 dem Louvre eine historisch geordnete Sammlung früher Stichblätter überwiesen; das 19. Jahrhundert war kaum beachtet. Damit war fester Boden gewonnen. Einige wissenschaftliche Publikationen und die Weltausstellung 1900 vervollständigten den kritischen Apparat. Einen bedeutenden Fort-

schritt machte dann das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe. Hier hatte der treffliche Justus Brinckmann den Ostasiaten stets eine bevorzugte Stelle eingeräumt; er wußte gut, wie problematisch es war, seine respektable Sammlung nach Motiven geordnet zu haben. Es konnte nicht mehr als ein Notbehelf sein, die Stücke mit Chrysanthemen, Kirschbäumen, Glyzinen, Kürbissen, die mit Fabeltieren, Landschaften, Volksszenen oder Göttergeschichten zusammenzustellen. Da war es der japanische Assistent des Museums Shinkichi Hara, dem es durch eingehende Studien der alten heimatlichen Quellen und durch vergleichende Prüfung möglichst vieler Stücke gelang, eine relativ sichere Chronologie der Meister der japanischen Schwertzierate aufzustellen. Das umfangreiche Namenverzeichnis erschien 1902; im Herbste desselben Jahres war bereits ein Teil der Hamburgischen Sammlung danach geordnet worden. 1904 folgte Jakoby dem Hamburger Beispiel; auch Moslé fußt auf Hara. — Wenn die Zeiten, da der Sammler japanisch dilettierte, nun wohl vorüber sind, so braucht doch unser künstlerisches Genießen dabei nicht zu leiden. Im Gegenteil, unser Verhältnis zur japanischen Kunst ist nicht nur ein bewußteres, auch ein innigeres geworden. Wie Lessing den Laokoon und Goethe den Apoll als höchstes Vermögen der Griechen priesen, so delektierten sich die Goncourts an dem späten, besonders raffiniert dekorierten Vitrinenjapan. Wir aber wissen, daß der Laokoon wie der Apoll dem absteigenden Barock gehören; daß bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Japan trefflich zu arbeiten weiß, daß aber die Höhen der Entwicklung den früheren Jahrhunderten angehören. Auch die Sammlung Moslé hilft uns zu dieser Erkenntnis; sie zeigt aber zugleich, daß man der Wissenschaft wohl dienen kann, ohne die Leidenschaft zum Objekt und die Empfindsamkeit der Nerven einzubüßen.

Robert Breuer.

---

# Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Schluß.)

## 7.

Sie irrte herum, lief an den Kanälen entlang, wagte aber nicht, ins Wasser oder unter die schwarze Wölbung der alten Brücken zu schauen, fragte sich, ob Hans in seiner Verstörtheit sich nicht darin ertränkt hätte. Dann befiel sie eine andere Befürchtung. Vielleicht hatte er sich entschlossen, abzureisen, der Sünde und der Versuchung im Hause zu entfliehen? Sie schlug sofort einen andern Weg ein und ging nach dem Bahnhof. Hans war nicht da; kein Zug war inzwischen in der befürchteten Richtung abgegangen. Frau Cadzand ging wieder auf die Straße und irrte weiter. Der Regen strömte nach wie vor,

durchnäßte sie ganz, überschwemmte die Bürgersteige und schuf zwischen den Pflastersteinen Weihwasserbecken von Tränen.

Seltsames Gefühl im Regen, als ob man irrte, flöhe, unterginge! Als wäre man nur noch ein schmutziges Blatt am Lebensbaume, das zusammenschrumpfte, ein Raub des Herbstes würde, in den Tod sänke!

Frau Cadzand ging jetzt mechanisch, mit dem Gefühl, als müßte sie bis zum Abend gehen, bis ans Ende der Welt. Die Gedanken wirbelten in ihrem Hirn. Das alles war durch ihre Schuld so gekommen: sie hatte Gott getrotzt, ihm ihren Sohn streitig machen wollen; sie war wirklich selbstsüchtig und dachte nur an sich. Eine zu anspruchsvolle Mutter, die davon träumt, ihren Sohn immer bei sich zu behalten. Vor allem aber traf sie die Schuld für die letzten Ereignisse. Um ihn von seinem Ziel abzulenken, ihn seinem geistlichen Beruf zu entreißen, hatte sie diese Liebschaft mit Ursula geduldet. Ja, wenn sie aufrichtig war, hatte sie sie fast gewünscht und herausgefordert. Andernfalls hätte sie sie nicht in Dienst genommen, sie, die so hübsch war, zu hübsch, mit diesen Augen, die berauschende Verheißungen machten . . . Sie hatte allerdings die Gefahr bedacht, als sie sie annahm. Aber im Grunde hatte sie gelächelt, beglückt durch die Tücke des Zufalls. Sie war an alledem mitschuldig. Das war eine große Sünde für sie als Mutter, und jetzt strafte Gott sie . . . . Hans, Hans! Wo war ihr Sohn? Hatte sie ihren Sohn verloren? . . .

Während ihre Gedanken so herumschweiften, war sie fortgefahren, im Regen durch das Labyrinth der Straßen von Brügge, die gewundenen Gäßchen, die stillen Kreuzwege herumzuirren. Nach mancherlei Umwegen und ohne zu wissen, wie, war sie vor die Kirche Notre Dame gelangt. Ein Krähenschwarm umflatterte den alten Turm wie eine Schar armer Seelen. Eine Glocke läutete unerbittlich . . . Jeder Schlag fiel von dem Turmfirst herab in ihre Seele wie ein Stein in Wasser und schlug Kreise in ihr . . . Kreise der Trübsal, die größer wurden — und Gewissensbisse.

Die Kirchentür war offen. Sie trat ein . . . Fast kein Mensch in den Schiffen; ein paar Frauen aus dem Volk beteten in der eigenartigen Haltung der flandrischen Frommen: mit erhobenen, kreuzförmig ausgestreckten, unbeweglichen Armen. Sie glichen in ihren weiten schwarzen Mänteln gekreuzigten Glocken . . .

Alles war erstarrt, tot und finster . . . Ein paar Lampen brannten, Kupferschmiedearbeiten, die rote Gläser umschlossen. Es war wie brennendes Blut, und die Kapellen erhielten durch sie den Schauer von Krypten. Tiefe Stille herrschte, nur durch das Prasseln des Regens gegen die Scheiben gestört. Und ein Duft von verflogenem Weihrauch, von welken Altartüchern, von Kerzen, die sich totgeweint hatten, machte die Luft fad und drehte einem das Herz um.

Plötzlich hörte Frau Cadzand Geräusch, das Knacken von Holzwerk. Kam es aus einem der Chorstühle, wo ein Chorherr, mit dem Dunkel verschmelzend, gebetet hatte? Oder aus einem Beichtstuhl, dessen unbemerktes Beichtkind sich erhoben hatte? In der

Tat sah Frau Cadzand kurz darauf eine menschliche Gestalt auftauchen, sich noch dunkler von der Finsternis abheben, auf sie zukommen und niederknieen. Sie hätte fast aufgeschrieen. Sie hatte Hans erkannt. Jawohl, Hans war da, Hans war nicht fort. Und die Kanäle . . . Oh nein, nur die Schwäne bevölkerten sie. Hans lebte. Er war neben ihr. Er hatte gebeichtet, das war alles. Er betete.

Die Mutter war toll vor Freude. Sie hätte ein Jubelgeschrei ausstoßen mögen in der Kirche. Sie mußte sich Gewalt antun, um ihren Sohn nicht laut zu rufen, ihren wiedergefundenen, geretteten Sohn . . . Hans! Hans!

Jetzt klärte sich das ganze Mysterium. Sie hatte seit ein, zwei Tagen wohl bemerkt, daß der junge Mann wieder zu sich kam, sich befreite. Die Blässe des beendeten Kampfes lag in diesem Augenblick auf seinem Antlitz. Als er plötzlich hinausgestürzt war, fühlte er sich schon als Sieger . . . Und seine Sünde drückte ihn nur, weil er sie in sich ertötet hatte.

Jetzt kniete er dort vor ihr und sagte jedenfalls die ihm auferlegte Buße her, aber absolviert, geläutert, mit wiedergewonnener Ruhe . . .

Die Mutter wartete. Erst viel später, nachdem er sich bekreuzigt hatte und dem Ausgang zustrebte, verließ sie ihren Platz, folgte ihm und holte ihn am Weihwasserbecken ein.

„Wie? Du?“ rief Hans aus.

„Ja, ich war auch gekommen, um zu beten.“

Sie kehrten stillschweigend heim, in dem feinen Regen, der sich jetzt zu einem ungreifbaren Staubregen verflüchtigt hatte . . . Hansens Herz wurde weich von der schwermütigen Freude der Genesung, in der man sich immer noch etwas für künftig bedrückt fühlt von der Krankheit, an der man zu sterben vermeint hat . . . Nach langem Stillschweigen sagte Hans zu seiner Mutter, als ob er sich Zwang antäte, doch entschlossen zu einer Bitte, die er für verfänglich, doch notwendig hielt:

„Glaubst du nicht, daß es besser wäre, Ursula zu entlassen? Diese Person ist nicht christlich. Sie gehört nicht in unser Haus.“

Die Mutter begriff, daß das Seelendrama sein Ende gefunden hatte, daß er dem Beichtiger versprochen und sich fest vorgenommen hatte, nicht wieder zu sündigen . . . Sie ging sofort darauf ein und sagte, um ihn völlig zu beruhigen:

„Ja, Hans, sie wird morgen fortgehen.“

Es war Abend geworden, als sie in die alte Wohnung in der Rue de l'Ane Aveugle zurückkehrten. Und bald darauf, als Hans in sein Zimmer im zweiten Stocke hinaufging, um sich zu Bette zu legen, hörte Frau Cadzand, die scharf aufpaßte, wie er die Tür sofort abschloß . . .

Es war für ewig zu Ende mit Küssen, Torheiten und Wollust; Stille durchströmte den Gang und die Treppen, die Stille, die allen kurzen Festen folgt, die schwermütige Stille der öffentlichen Gärten, wenn die Musik aufgehört, die Menge sich entfernt hat und die Dunkelheit herabsinkt!

## Epilog.

Die Jahre sind verstrichen. Hans geht heute ins dreißigste Jahr. Er wohnt immer noch bei seiner Mutter, der er nie wieder etwas von seiner Berufung gesagt hat. Er ist noch immer so fromm, ein eifriger Kirchengänger, ein glühender Beter; doch seit seinem Falle hält er sich für unsühnbar unwürdig zum göttlichen Berufe. Andre haben gesündigt und bereut und sind doch in die weißen Klöster gegangen mit ihren kühlen Höfen und den abgeschlossenen Zellen, in denen der Heilige Geist wohnt. Die Bedenken, die ihn an der Schwelle zurückhielten, mögen denen übertrieben erscheinen, die nicht wissen, was zwischen Gott und ihm vorgefallen ist. Gott hatte ihn nur für ein hohes Ziel erkoren. Dieses Zieles aber hatte er sich unwert gezeigt. Gott hatte ihn berufen, ein Licht der Heiligkeit, ein Gefäß der Keuschheit zu sein. Das Gefäß hatte den Sprung der Sünde bekommen, und so unscheinbar dieser sein mochte, so drang doch immer etwas durch ihn hindurch. Aber was will das sagen, wenn das Blut Jesu selbst diesem Gefäß anvertraut wird? Soll das kostbare Blut in winzigen Tropfen, in rotem Staubregen herausträufeln und das gesprungene Gefäß immerdar mit dem Todesschweiß vom Ölberg umgeben? Durch nichts konnte der Sprung ungeschehen gemacht werden. Nichts konnte das Gewesene verhindern, daß es war. Gott verlangte nicht mehr nach ihm, suchte ihn nicht mehr, denn er war ein andrer geworden . . .

So behielt Frau Cadzand ihren Sohn bei sich und wird ihn sicher behalten bis ans Ende ihrer Tage, denn keine Frau, keine Liebe wird ihn ihr je streitig machen. Er ist aus seiner ersten Sünde zurückgekehrt wie aus einem Abgrund, dem man nicht zum zweiten Male naht. Aber trotzdem sie ihn so bei sich behalten hat, wie sie es wünschte, ist sie unglücklich, voller Reue und fühlt sich sündig, weil sie ihren Sohn Gott streitig zu machen gewagt hat. Sie konnte Gott nicht besiegen. Und heute steht sie bestürzter vor ihrem anscheinenden Siege als vor einer Niederlage. Sie erkennt, daß sie Hans das Leben verdorben hat, und sich selbst auch. Es war besser, ihren Sohn in der Ferne glücklich zu wissen, als ihn in ihrer Nähe unglücklich zu sehen.

Hans ist in der Tat untröstlich über seinen verfehlten Beruf; er lebt in der alten Wohnung in der Rue de l'Ane Aveugle eingeschlossen wie in einem Kloster, und sein Dasein ist weniger weltlich als geistlich; er lebt außerhalb der Welt, einsam wie ein Asket, von allem abgewandt, und geht nur einmal täglich mit seiner Mutter aus: zur Acht-Uhr-Messe in Notre Dame . . .

Und so sah man sie allmorgendlich zur nämlichen Stunde — beneidet von den Müttern, die nichts ahnten! — in dem sich klärenden Morgennebel an den alten Grachten entlang gehen, mit müden Schritten und so fremd gegen alles, was nicht ihre Seele betraf, daß selbst die Schwäne, so empfindlich sie sind, nicht böse wurden und nicht merkten, wie der Schatten des schwarzen Paares ihr weißes Schweigen mit Trauer bedeckte.

# Erlebnisse mit Haeckel.

Von

Johannes W. Harnisch.

Ich war ein Bursch von vierzehn Jahren, als ich zum ersten Male den Namen des zornigen Weisen von Jena nennen hörte. Mein Vater schickte mich mit irgendeinem Auftrage zu einer unverheirateten alten Dame, die damals Ende der Achtziger stand. In dem Zimmer, in dem mich die Dame, Treitschke lesend, empfing, fand sich manche historische Kuriosität, manches feine plastische Kunstwerk. Köpfe von Rauch, der mit ihrem Vater befreundet gewesen war. An der Wand lenkte eine Plakette meinen Blick auf sich. „Kennen Sie den?“ Ich kannte ihn nicht. „Das ist mein Neffe, Professor Haeckel in Jena, der berühmte Naturforscher.“ Der Kopf — Harro Magnussen bildete ihn — war, wenn ich rückdenkend ihn mir vergegenwärtige, wohl nicht ohne Pose. Die Schönheit des feinen Gelehrtenhauptes wirkte etwas kokett. Die hohe, wie bei Fritz von Preußen zurückfliehende Stirn, die das Haupt charakterisiert, kam wenig zur Wirkung. Es war, trügt die Erinnerung nicht, viel mehr das Bildnis eines schönen als das eines bedeutenden Mannes. Gerade darum imponierte es mir. „Berühmt sein und Naturforscher und so aussehen,“ dachte ich. War's bei dieser Gelegenheit, daß mir die alte frische Dame von ihres bewunderten Neffen Artung erzählte? Von seiner Verachtung von Titeln und Orden? Seinem Freimut gegenüber dem Weimarer Großherzoge Karl Alexander? Ich weiß es nicht mehr. Der Eindruck war jedenfalls stark und bleibend.

Allerlei Zufälligkeiten hielten ihn wach. So, daß damals meine Eltern Haeckels „Kunstformen in der Natur“ im Hause hatten. Dann sprach ich einmal in der Schulpause mit einem Kameraden, der die alte Dame gleichfalls kannte, von ihr. Dabei fiel auch der Name ihres Neffen. Der inspizierende Lehrer, der in diesem Augenblicke die Klasse betrat, hörte das. „Ach nein, ja, sprechen Sie von Haeckel?“ „Ja. Kennen Sie seine ‚Kunstformen in der Natur?‘ fragte ich zurück; ich hielt sie für sein Hauptwerk. „Nein, sehn Sie mal...“ Er schnappte ein paar Male. Aber er sprach nicht. „Nein, nein, ach ja, nein.“ Er trat einen verschüchterten und eiligen Rückzug an....

„Ich zog, ich zog zur Musenstadt.“ Nach Jena. Mit Grüßen und Aufträgen der alten Dame an ihren Neffen. Ich imponierte mir sehr damit. Und wollte auch anderen damit imponieren. Am Fürstengraben, nahe der Universität, war eine kleine, tags wenig besuchte Kneipe und Konditorei mit einem angenehmen Blick auf die breite, wundervoll schattige Promenade und mit einer angenehmen und angenehm blickenden Tochter. Am zweiten Tage waren wir schon sehr nett im Schwatz miteinander. Der in Hemdsärmeln auftauchende vierschrötige, brummende Vater, der solch kümmerliches, mützenloses junges Gemüse wie mich durchaus nicht für voll nahm, war mir sehr wenig sympathisch. Er sollte mehr Achtung vor seinem Gaste bekommen; mehr Verständnis dafür, welch Aristokrat des Geistes seine Klause beehrte. Leicht, obenhin fragte ich: „Wo wohnt eigentlich Haeckel?“ Stummes Kopfschütteln. „Herr Professor Ernst Haeckel?“ „Een Brofesser? An de Univerßedäd? Nee. Da missen Se wohl den Namen falsch geheert ham. Oder der Herre liest nich mehr.“ Ich saß und staunte. Ich hatte gedacht, jedes Jenaer Straßenkind würde mich zu Ernst Haeckels Hause zu führen wissen. „Da missen Se wohl den Namen falsch geheert ham.“ Und die liebliche Tochter, zu deren Bildung ich mehr Vertrauen hegte — traute ich ihr doch mehr bildenden studentischen Umgang zu — sie kannte so wenig wie dieser Mann aus dem Volke den Namen dessen, an den man rings in der Welt denkt, wenn vom heutigen Jena gesprochen wird....

Als ich Haeckel besuchen wollte, wurde mir der Bescheid, er wäre drüben im Schillergarten im Phylogenetischen Museum. Ich sollte nur hinübergehen.

Ich tat's. Ernst Haeckel war mitten in der Arbeit; beschäftigt, die Ausbeute seiner letzten Java-Reise zu ordnen. Was mir vor allem auffiel, waren die Aquarellskizzen, die die wundersamen südlichen Lufttinten mit starker Stimmung wiedergaben. Er zeigte mir einige. Eine darunter, einen seltsam gekegelten Krater dicht am Meere darstellend, würde ich wohl heute noch wiedererkennen. „Malen Sie?" „Nein, ich zeichne ein wenig." Das wäre nichts. Die Farben seien die Hauptsache. Nur sie gäben das Bild. Die Technik? Die käme von allein. Sich vor die Natur hinsetzen mit Farben und Pinsel und offenen Augen und dann immer wieder suchen, mit heißem Bemühen, den Eindruck wirklich wiederzugeben. Er sei selbst Autodidakt. Zum Künstler lange das natürlich nicht. Aber zu mancher stillen Freude und zur Bewahrung mancher lieben Erinnerung.

Ein paar Tage später, eines Sonntagnachmittags, war er bei mir. Klingelte lange vergeblich an der Haustüre, da nur ich zu Hause war. Schließlich kletterte ich hinunter und öffnete. Er schien etwas unwirsch. Lud mich aber ein, ihn nach seinem Hause zu begleiten. Als ich die Treppen wieder hinaufflog, Hut und Stock zu holen, wirbelte mir der Kopf. Ich las in Gedanken den Brief, den ich über Haeckels Besuch bei mir meiner Mutter schreiben würde, und sah ihr Gesicht bei seiner Lektüre. Dann gingen wir die fünf bis zehn Minuten zusammen. Er sagte mir, er „gäbe" nichts — das hatte ich inzwischen gehört — könne also einem jungen Studenten nichts bieten. Einem Juristen. Vielleicht hörte ich den Ton der Ablehnung bei dem ominösen Worte „Jurist" nicht heraus, sondern hinein. Mir schien der alte Herr überhaupt nicht sehr freundlich. Ich war damals mit glühender Begeisterung Finkenschaftler. Er sprach anerkennend, aber nicht eben enthusiastisch von der jungen Bewegung. Schon das war dem Jüngling eine Enttäuschung. Ernst Haeckel hätte dieser höchst idealen und zukunftsreichen Geisterbefreiung vom dumpfen Joche bunter Bänder und Mützen begeisterter gegenüberstehen müssen.

Ich erwähnte die alte Berliner Dame, die meiner gymnasialen Begeisterung für die jetzt gehaßten Attribute des Studententums manche Sarkasmen gesagt hatte. Sie war in demokratischen und freidenkerischen Traditionen erzogen; ihr Vater, ein hoch gerühmter Jurist, war Rheinpreuße. Man weiß, was das vor 1848 hieß. Er hatte es seinem Könige Friedrich Wilhelm IV. nie verziehen, daß er ihm bei der Pensionierung den wiederholt abgelehnten Adel mit auf den Weg gab. Schleiermacher, ein guter Freund ihres Vaters, hatte sie konfirmiert. „Er hat's aber doch nicht fertig bekommen, mich fromm zu machen." Alles derartige erzählte die Neunzigerin, die Treitschke las, über Harro Magnussens sterbenden Alten Fritz durchdachte Worte mir sagte und stets ein wenig vom überlegenden Cynismus des hohen Alters zur Verfügung hatte, mit einer wundersamen Grazie des Geistes. Ich stellte sie mit mehr Recht noch, als ich ahnte, sehr hoch. Haeckel sagte: „Tante Bertha." Gewiß, wie sollte er anders sagen? Aber die feine Greisin wurde mir jäh in die Tantensphäre gerückt, was mich empörte. Und seiner Tante Argumente gegen die Farbenträger tat er, vielleicht zu Unrecht, mit einem kurzen Worte ab. Meine Begeisterung für Haeckel, die eigentlich nur von der Begeisterung seiner Tante zehrte, geriet ins Wanken. Wurde aber, manchen Überschwang abstreifend, wieder fest und wurde gegründet, als ich kurz danach seine „Welträtsel" las.

Die waren damals in meinen Jenaer Kreisen Debattethema. Ich lernte viele verschiedene Anschauungen über sie kennen, auch an Paulsens und Reinkes flachen Busen geschlürfte, ehe ich sie selbst kannte. Das war vielleicht kein Fehler. Ich las geschärften Blicks. Neben mir liegt ein Exemplar des Buches, das ich in seinem theologischen Teile und in einzelnen Kapiteln des psychologischen Teiles für eine junge Freundin damals mit Anmerkungen versah. Sie atmen den Stolz des Studenten, der hier und dort und da Haeckel widerlegen konnte. Schwer ist's an vielen Stellen ja nicht. Wer je David Friedrich Strauß durcharbeitete, kann, wenn er arrogant genug ist, über Haeckels Deduktionen des Christentums lächeln. Der zornige Weise hat hier an vielen Orten mehr seinen Zorn als seine Weisheit befragt. Der Student war wohl arrogant genug zu diesem Lächeln. War aber nicht so töricht, zu verkennen, daß durch

all diese Irrtümer Haeckels gegen die Hauptsache nichts gesagt wird. Er sah schon damals, daß nur der zornige Eifer des Alternden und des Agitators, der für eine ihm hohe, begeiferte, verkannte Sache wirbt, die Blößen verschuldet — und manches ungebührlich Drastische entschuldigt.

Was in weiten Kreisen über Haeckel im Schwange ist, ist sicherlich nicht sorglichen Prüfens Ergebnis. Wie der Mann, der übers Dutzendmaß ragt, begeifert wird, erfuhr ich noch in Jena aus allerlei trübem und häßlichem Klatsche. Wer seiner Gegner Schriften liest, wird immer neu erstaunen — wenn er sich die Fähigkeit noch erhielt. Wie ein gewissenloser und windbeuteliger Hanswurst wird der Mann befehdet. Von der Ehrfurcht, die man jedem ehrlichen Wahrheitsucher und jedem geistig Großen schuldet, suchte ich vergebens die Spur. Der Haß Kleiner hat Haeckels Charakterbild ins Unkenntliche verzerrt. Ich möchte noch zwei Züge beibringen, die ihn besser zeigen.

Den einen berichtete mir Harro Magnussen bei der einzigen Gelegenheit, zu der ich mit ihm zusammenkam. Das Gesprächsthema war zwischen uns gegeben: „Tante Bertha", die vor kurzem nach fünfundneunzigjährigem Lebenslaufe eines Tages nicht mehr hatte aufwachen wollen. Ihre geistige Frische; ihre Freude an Harro Magnussens Kunst; ihre Begeisterungsfähigkeit; und ihre Begeisterung für ihren großen Neffen. Da erzählte Magnussen mir: Tante Bertha hatte eine stille Dreizimmerwohnung in einer ziemlich altmodischen Privatstraße nahe dem Tiergarten. Dort hauste sie mit ihrer alten Beschließerin recht komfortabel, aber ohne Überfluß an Platz. Kam Ernst Haeckel nach Berlin, so mußte er bei ihr wohnen. Die Schwierigkeit wurde leicht bezwungen: Er kroch auf dem einigermaßen geräumigen Hängeboden unter. Leise gingen die Jahre. Stets blieb es der alten Dame selbstverständlich, daß ihr Neffe bei Aufenthalten in Berlin bei ihr wohnte. Haeckel kam in die Sechzig, kam in die hohen Sechzig. Als er gelegentlich einmal wieder in Berlin war, fragten ihn nahe Bekannte, wo er diesmal abgestiegen wäre. „Wieder bei Tante Bertha," war die lächelnde Antwort. Und als der besorgte Rat gegeben wurde, er solle mehr an sich und seine Gesundheit denken, gab er zurück: „Nein; das würde Tante Bertha kränken." Dies zu meiden, hauste der Alte auf dem dumpfen, licht- und luftleeren Hängeboden altberliner Fasson, der so niedrig war, daß er dort nicht gerade stehen konnte.

Der zweite Zug gibt noch mehr von ihm: Ich warb einmal für eine höchst unpopuläre Sache. Ein Name wie der Haeckels wäre mir von großem Belange gewesen. Ich schrieb ihm einen Brief — er hatte den grünen Berliner Jurisstudenten, der ihm einmal Grüße von Tante Bertha zu bringen hatte, wohl längst vergessen — und fragte bei ihm an, ob er in der beregten Sache meine Überzeugung teile, und ob er, wenn ja, mit seinem Namen für diese Überzeugung eintreten wolle. Ich muß bemerken, daß nach Lage der Sache jeder, und jeder Namhafte zumal, auf die heftigsten Angriffe gefaßt sein mußte, wenn er diese Überzeugung äußerte. Umgehend erhielt ich Haeckels Antwort. Ja, er teile meine Überzeugung; er halte meinen Kampf für aussichtslos; wenn aber sein Name etwas nützen könne, so stände der zur Verfügung. —

. . . . Im vorstehenden habe ich einige Anmerkungen rund um das Thema Haeckel gemacht. Ich weiß nicht, ob mir gelungen ist, des Mannes Wesenskern in etwas zu zeigen. Der Wille war da. Noch ein anderer Wille: Dem wenig frohen tapferen Greise einen Dankbarkeitsgruß zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage in die stillen Räume seines Museums hineinzusagen. Wer ein so seltenes Fest begeht, muß dulden, daß ihm Wuchten von Blumen ins Haus geschickt werden. Da sei auch diesem schlichten Reislein der Zugang verstattet.

# Rundschau.

## Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Rosigen Blickes schaut die Börse noch immer in die Zukunft, um so mehr, als ihr das Publikum jetzt den Gefallen tut, nachzukommen. Das ist das Wichtigste! — jene breiten Massen, die sich aus den verschiedensten Ständen zusammensetzen: den hochwürdigsten und den gelehrtesten, den ländlichsten und den großstädtischsten, den naivsten und den raffiniertesten. Nur jene schneidigen, verzweifelten Existenzen, die von vornherein mit der festen Absicht spekulierten, im Verlustfalle als verfolgte Unschuld den Schutz des Differenzeinwandes anzurufen, sie scheuen zurück, nachdem unser Reichsgericht zu einer anderen Gesetzesausdeutung gelangt ist. Ab und zu, wenn die Hausse einmal zu Atem kommen muß, spielt dann die Börse den ängstlichen Mann. Sie ergreift den Zwist zwischen Jungtürkei und Großwesir als willkommene Gelegenheit zu Kursherabsetzungen, obgleich ihr auch im Innersten jedes Stückchen auswärtiger Politik wirkliche Beunruhigung macht. Ja sie selbst findet den politischen Horizont so stark erhellt, daß sie (aber durchaus nicht das von ihr angefeuerte Publikum!) sogar ein gewisses Mißtrauen gegen soviel ungetrübte Helligkeit keineswegs ganz loswerden kann. Erscheinen dann unsrer Spekulation Kolonialwerte zu hoch, so dämpft man schon heute die Stimmung wegen des Ausfuhrzolles, den Herr Dernburg auf unser überseeisches Kupfer angeblich legen will. Dieser Mann wird überhaupt unsern Spekulanten noch zu schaffen machen, und in so manchen Momenten überströmender Kauflust dürfte die warnende Frage erfolgen: Ist kein Dernburg da? Auffallend leichtherzig scheint die Börse bereits über Bergwerksaktien zu urteilen, indem sie all die vielen ungünstigen Fachmeldungen am liebsten als bereits hinter uns liegend erklären möchte. Hat dann aber die Provinz auf oberschlesische Verbandsverhandlungen genügend gekauft, so kommt der Verkehr wieder zur Ermüdung, etwa auf das bevorstehende Berggesetz hin, oder das abenteuerliche Projekt einer Kohlensteuer. An New York finden wir, im Gegensatz zu Wien, nun wieder etwas Anhalt, nachdem die Eriebahn endlich finanziert werden kann. Die Interstate Commerce Commission, deren Befugnisse erweitert worden sind, haben die Ausgabe von 30 Millionen D. Bonds gestattet. Davon geht wohl die Hälfte auf die Notes, mit deren Übernahme s. Z. die Harrimangruppe der Gesellschaft zu Hilfe kam. Dann können aber doch fortan die so nötigen Verbesserungen und Erweiterungen der bisher kapitalsarmen Bahn bewerkstelligt werden. — Geld bleibt in Deutschland nach wie vor sehr reichlich. Die Reichsbank mit ihrem auf 3½ reduzierten Satz hat zunächst unser Privatdiskonto noch unverändert mit 2¼ % gesehen. Indessen schlank zu haben ist Geld eigentlich nur an der Berliner Börse. An unsern übrigen Plätzen ist der Preis zwar ebenfalls billig, allein keineswegs immer leicht zu erhalten. Demnach muß die Reichshauptstadt, resp. deren Banken übergroße Barmittel aus den Provinzen an sich ziehen. Ein bemerkenswerter Vorgang!

* * *

Eine Entente ohne Fürsten stellt das Comité Comercial Franco-Allemand dar und kommt dennoch vorwärts! Ob die 415 Mitglieder, die in der diesmaligen Generalversammlung angegeben wurden, auch ohne den neuesten Marokkovertrag so hoffnungsvoll gestimmt gewesen wären, bleibt eine andere Frage. Jedenfalls liegt es lediglich an den Franzosen und zu keiner Zeit an uns, daß nicht schon bisher der wirtschaftliche Austausch beider Länder seine volle Höhe erreichen konnte. Inzwischen ist aber ein jüngeres Geschlecht mündig geworden, das nur zu gut weiß, wie seine Landsleute zuerst keine deutsche Technik mehr kennen wollten,

sodann ganz folgerichtig gegen alles Fremde Vorurteile faßten und auf diese in der Geschichte der Industrie in der Tat beispiellose Weise auf Jahre hinaus in fast gänzlichen Stillstand gerieten. Das ist die Erkenntnis der Jungen! Die Alten aber, die jene jetzt natürlich bereits überwundenen Vorgänge noch am eigenen Leibe empfunden hatten, sind inzwischen diplomatisch geworden. Sie versuchen ihren Reichtum resp. den Wert ihres Geldes fast überall da in die Wagschale zu werfen, wo es sich um das Erringen von Handelsvorteilen dreht, oder wie gegenüber der deutschen Fabrikation, gleichsam um deren Mitgenuß. Die beiden Schwierigkeiten hierbei sind freilich ebenfalls im Lager unserer Nachbarn zu suchen. Die zur Manier gewordenen Bestrebungen, wenn nur irgend möglich, keine deutschen Namen an ihren Verkaufsobjekten zu dulden und seien es auch die wissenschaftlichsten! Ferner die extreme Schutzzollpolitik, deren Verstärkung sogar noch erstrebt wird und die auch in dieser Generalversammlung wieder von dem früheren Handelsminister Delombre heftig mitgenommen wurde. Da aber Frankreich nicht Österreich ist, läßt sich schließlich eine mildere Handhabung des Protektionismus in Aussicht nehmen. Augenblicklich haben ja unsere Industriellen gerade Ruhe genug, um über die tägliche Arbeit hinauszudenken, sie finden daher vielleicht auch den richtigen Weg, um die freundlichere Augenblicksstimmung der Franzosen zu dauernden Geschäftsverbindungen ganz neuen Stiles auszugestalten. Erfinderisch genug ist man ja bei uns!

* * *

**Vier oder dreieinhalb Proz.?** Das ist jetzt die schwere Frage, die fern von dem lauten Markt, unsere Regierung und die Bankkreise beschäftigt. Nachdem Baden, Württemberg, Hamburg ihre recht starken Anleiheansprüche in dem 4%igen Zinstypus erledigt haben, kommt in der gleichen Weise auch noch Bayern mit 64 Millionen. Unsere Hauptemissionen stehen jedoch noch bevor. Es ist das Reich und Preußen, die ungezähltes Geld brauchen und deren Finanzminister am liebsten mit 3½%igen Fonds dem Publikum dienen würden. Als sicher darf es wohl gelten, daß auch gewichtige Bankiers, die freilich bei ihrem Reichtum kein Urteil über unsere Geldverhältnisse haben müssen, direkt zu 3½% raten. Wiederum andere einflußreiche Berater wenden ein, daß sich der Staat am besten stehe bei der Ausgabe von 4%igen mit der Bedingung einer Konversion nach fünf Jahren. Nun muß hier sogleich konstatiert werden, daß weder Preußen noch das Reich mit diesen Anleihen ihren wirklichen Bedarf decken können. Bald nach den letzten Emissionen mußte ja die Reichsbank Hunderte von Millionen auch in Form von Schatzscheinen vorschießen, und genau dasselbe dürfte diesmal wieder der Fall sein. Rüstungen zu Wasser und zu Lande in solcher Ausdehnung und solcher Regelmäßigkeit kosten eben sehr viel! Oder glaubt man etwa, daß wir z. B. durch die Politik des Erzherzogs Thronfolger mit der Aufrollung der Orientalischen Frage wenig auszugeben brauchten? Zur Vorsicht sei hier übrigens daran erinnert, daß die erste große Konversionsmaßnahme Miquels, die diesem damals Zaudernden von einigen Hochfinanzmännern dringend empfohlen war, nachträglich als unrichtig angesehen wurde. Man merkte nur zu spät, wie außerordentlich man die Kapitalskräfte eines Volkes überschätzt hatte, das inmitten seiner Überzahl von Menschen sein Barvermögen noch arbeiten lassen mußte. Auch heute ist dies der Fall, so daß eine abnorme Flüssigkeit, die unmöglich lange anhalten kann, nur ganz unsachlich zum Ausgangspunkt eines 3½%igen Zinsfußes genommen werden könnte, nach dem sich dann auch die Sparkassen zu richten hätten. Sind doch selbst erste Hypotheken noch immer nicht unter 4% zu haben. Unsere gesamte Lebenshaltung befindet sich in einer Teuerung, die noch keineswegs ihr Ende erreicht hat. Dazu kommt bald eine Steuervermehrung, deren Druck schon fühlbar genug werden wird. Wir stehen also bereits zwischen zwei Feuern. Und nun droht uns als Drittes eine Minderbewertung unserer Ersparnisse! Welcher andere hochentwickelte Kulturstaat steht vor ähnlichen Aussichten?

# Kinderschutz.

Von Landgerichtsrat Dr. Salinger-Breslau.

Es mag sein, daß die Ehe als solche noch nicht die sittliche Höhe der in der Ehe Lebenden gewährleistet. Aber darum ist noch lange nicht der Schluß gerechtfertigt, daß neben ihr ein Zusammenleben ohne die gesetzliche Form als berechtigt anerkannt werden muß. Das könnte nur geschehen, wenn für dieses formlose Zusammenleben eine sittliche Notwendigkeit vorhanden wäre. Sie aber fehlt. Verwirklichen die frei Zusammenlebenden das Ideal einer Lebensgemeinschaft, so würden sie das auch als Eheleute können. Verwirklichen sie es nicht, so erscheint ihre Gemeinschaft neben der Ehe wertlos und darum ebenfalls entbehrlich. Allerdings steht es bei einer solchen Gemeinschaft jedem Teil frei, sich von dem anderen zu trennen, wenn dieser ihn verdrießt. Aber diese Freiheit hat nicht das Gewicht, jene Gemeinschaft auch nur als wünschenswert erscheinen zu lassen. Sie zieht einen Mangel an Verantwortlichkeit groß, der eine Gefährdung wahrer Sittlichkeit bedeutet, und ist schon allein aus diesem Grunde ein Geschenk von zweifelhaftem Werte. Bei einer vernünftigen Handhabung des geltenden Ehescheidungsrechts, die allerdings nur vernünftig ist, wenn sie neben den Interessen der Eltern auch die der Kinder berücksichtigt, läßt sich eine gebotene Trennung auch so erreichen. Aber mag man immerhin auch anerkennen müssen, daß die Ehe als Quelle und Pflegestätte uneigennützigster Liebe das erstrebenswerteste Ideal der Lebensgemeinschaft ist, und weiter auch erwarten dürfen, daß diese historisch festgewurzelte Form der Gemeinschaft dauernd standhalten wird gegenüber den Utopien freier Liebe, so ist damit noch nicht die Frage entschieden, ob es gerecht, zweckmäßig und vernünftig ist, Kindern, die nicht einer ehelichen Gemeinschaft entsprossen sind, die Bewertung ehelicher Kinder zu versagen. In Wahrheit geschieht das. Es ist zwar übertrieben, wenn man schlechthin von einer Entrechtung des unehelichen Kindes redet. Richtig aber ist, daß nach den herrschenden Lebensanschauungen das außer der Ehe geborene Kind eine Zurücksetzung erfährt gegenüber dem ehelichen.

Diese Schlechterstellung bewegt sich weniger auf rechtlichem Gebiete. Daß das Verhältnis zwischen Vater und Kind hier ein lockereres sein muß, als beim ehelichen Kinde, und darum auch nicht derselben rechtlichen Ausgestaltung bedarf, wie bei diesem, ist natürlich. Schon der Mangel des familienartigen Zusammenlebens bedingt die Verschiedenheit. Wo dieses dem Äußern nach vorhanden ist, verbietet sich mit Rücksicht auf die beliebige Trennungsmöglichkeit der Zusammenlebenden der Entschluß, dem natürlichen Vater persönliche Fürsorgepflichten gegenüber dem Kinde aufzuerlegen, auch von selber. Es bliebe also, da die Unterhaltspflicht des natürlichen Vaters gegenüber dem von ihm erzeugten Kinde gesetzlich festgelegt ist, nur an eine Umgestaltung der erbrechtlichen Verhältnisse beider zu denken und im Zusammenhange hiermit an die Frage, ob der Eintritt des Kindes in die Familie des Vaters und damit auch das Recht auf dessen Namen im Interesse des Kindes anzustreben ist. Immer aber werden die zahlreichen Fälle, wo die Vaterschaft zum Kinde nicht festzustellen ist, dem unehelichen Kinde die Möglichkeit nehmen, die Wohltaten des Verhältnisses zum Vater ebenso, wie das eheliche Kind, zu genießen.

Sein Verhältnis zur Mutter ist dem des ehelichen Kindes im Endergebnis nicht gar zu unähnlich. Allerdings hat die uneheliche Mutter im Prinzip nicht die elterliche Gewalt über ihr Kind. Es steht vielmehr unter Vormundschaft. Aber abgesehen davon, daß die Mutter mit der Führung dieser vom Gericht auch selbst betraut werden kann, steht ihr in jedem Falle das Recht und die Pflicht der persönlichen Fürsorge für das Kind zu und damit im springenden Punkte eigentlich der hauptsächlichste Teil der elterlichen Gewalt. Will man, um die fremde Hand aus dem Verhältnis zum Kinde auszuschalten, im Interesse des Kindes ihre Rechte zur elterlichen Gewalt verdichten, so wird sich nichts dagegen einwenden lassen, wenn die uneheliche Mutter den Grad sittlicher Verantwortung erreicht hat, der zu einem solchen Vertrauen berechtigt. Schlechthin kann ihr dieses Vertrauen nicht abgesprochen werden. Es ist vielleicht ein allzu festgewurzeltes Vorurteil, wenn man die Mütter unehelicher Kinder grundsätzlich als verworfen bezeichnet, und eine Schablone, wenn man sie fast ausnahmslos gleich

beurteilt. Wer Gelegenheit nimmt, sich in dem Schutz dieser meist hilfsbedürftigen Mädchen praktisch zu betätigen, der wird, wenn er gerecht und ohne Voreingenommenheit ist, sehr bald die Erfahrung machen, daß die weitaus größte Zahl derselben sittlich nicht so verkommen ist, daß ihnen die gehörige Sorgfalt für die Erziehung ihres Kindes nicht zugemutet werden kann. Meist sind sie Opfer der Verführung, trotzdem aber tragen sie fast alle das Bewußtsein einer Schuld. Das ist ein Zeichen, daß sie Verständnis haben müssen für sittliches Empfinden, denn Menschen, welche stumpf sind gegen die Beurteilung ihres Tuns, besitzen solches nicht. Für die soziale Bewertung des Kindes darf dieses Zeugnis der Mutter nicht ohne Rücksicht gelassen werden. Es hebt seinen Wert, was um so beachtlicher ist, als gerade auf dem sozialen Gebiet die wundeste Stelle für das uneheliche Kind liegt.

Nicht zum wenigsten darum, weil die Gesellschaft der unehelichen Mutter grundsätzlich Verachtung entgegenbringt, wird ihrem Kinde schon von Geburt an diejenige Fürsorge versagt, die im Interesse der Allgemeinheit wünschenswert wäre. Der überwiegend größte Teil dieser Kinder wird den Händen von Pflegerinnen anvertraut, da der Mutter ein Zusammenleben mit ihrem Kinde aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich ist. Das Leben in dem Hause dieser Pflegerinnen aber ist trostlos. In den meisten Fällen sind es sittlich nicht so hochstehende Personen, daß sie auch nur imstande sind, einem fremden Kinde die gehörige Sorgfalt zu schenken. Zum großen Teil wollen sie es auch gar nicht. Die durch die Armut der Mutter bedingte Niedrigkeit des Pflegegeldes macht sie meist interesselos. Es soll nicht verkannt werden, daß von Polizeiwachen und auch aus der Mitte gemeinnütziger Veranstaltungen viel zur Überwachung dieser Pflegerinnen geschieht und daß auch Vormund und Vormundschaftsgericht vereinzelt ein wachsames Auge für diesen Teil des Kinderschutzes haben. Aber alles ist bei weitem nicht genug und so kommt es, daß von den 180 000 Kindern, die in Deutschland jährlich außerhalb der Ehe geboren werden, ein Drittel schon während des ersten Lebensjahres stirbt, der Rest aber zu einem erschreckenden Teil das Material für die Landstreicher, Dirnen, Verbrecher und anderen Feinde der Staatsordnung liefert. So waren Uneheliche:

a) in deutschen Zuchthäusern von 1891—1900
männlich = 8,5 Prozent
weiblich = 10,2 „

b) in Besserungsanstalten von 1896—1900
männlich = 8,3 Prozent
weiblich = 12,5 „

c) in Zwangserziehung von 1895—1900
männlich = 11,6 Prozent
weiblich = 15,1 „

Wer das ganze Maß des Unheils erwägt, das sich auf diese Weise nicht nur über das einzelne Individuum, sondern über die Gesamtheit schüttet, der wird sich zu dem Bekenntnis entschließen müssen, daß hier soziale Fürsorge mehr als anderswo nottut. Staat, Kommune und Gesellschaft widmen neuerdings der Jugendfürsorge ein besonderes Interesse insofern, als sie jugendliche Verbrecher der Gesellschaft zurückzugewinnen suchen. Sie werden nicht minder die Pflicht haben, Maßnahmen zu treffen, welche gewährleisten, daß die Jugendlichen nicht erst Verbrecher werden oder sonst der Gesellschaft verloren gehen. Dazu aber wird wesentlich gehören, daß man die große Anzahl der illegetimen Kinder, die heute in den kulturell niedrigst stehenden Schichten vater- und mutterlos und darum ohne Liebe aufwachsen, diesen Schichten, in denen sie von früh auf Trunksucht, Prostitution und andere Laster zu Gesicht bekommen, entzieht. Das wird am besten durch Gründung von Anstalten geschehen, in denen diese Kinder gleichwie in Waisenhäusern mit Sorgfalt und Liebe aufgezogen werden. Eine solche Erziehung wird sie am ehesten vor Verkümmerung an Leib und Seele bewahren und hat für die Allgemeinheit nicht nur den Gewinn, daß ihr Feinde der Gesellschaft erspart bleiben, sondern auch den, daß sie sich nützliche Mitglieder heranzieht. Nützlich vielleicht um so mehr, als von Individuen, die einem sozial ungleichartigen Eiternpaar entstammen, ein besonderes Maß von Intelligenz und Schaffenskraft zu erwarten steht, ein Gesichtspunkt, der für die Zwecke der Kolonial- und Siedelungspolitik vielleicht nicht außer acht gelassen werden darf.

Ob sich der Kinderschutz hiermit begnügen darf, ist eine weitere Frage. Ein großer Teil der unehelich geborenen Kinder geht zugrunde, weil sie nicht

lebensfähig geboren werden oder nach der Geburt der natürlichen Pflege der Mutter entbehren. Die Kindersterblichkeit ist in Deutschland mit am größten unter den Staaten Europas. Sie beträgt etwa 21—22 Prozent, wozu die Säuglingssterblichkeit unter den unehelich geborenen Kindern wesentlich beiträgt. Diese aber hängt zusammen mit den ungünstigen Lebensbedingungen, unter denen das uneheliche Kind zur Welt kommt. Die Entbehrung und der Mangel an Schonung, denen die Mutter vor der Geburt des Kindes ausgesetzt ist, ihre Vernachlässigung während der Rekonvaleszenz üben naturgemäß Rückschläge auf das Kind. Darum gehört zum Kindesschutz auch der Mutterschutz. Man sucht letztere mit der Einrichtung von Mutterschaftsversicherungen anzubahnen, durch welche nicht nur den ledigen Müttern, sondern auch den verheirateten Frauen die erforderlichen Mittel zur Pflege und Schonung vor und nach der Geburt des Kindes nach Art der Krankenkassenunterstützungen bereitgestellt werden sollen. Ob diese Versicherung, die z. B. die bayerische Regierung bei einer Kammerdebatte am 6. Dezember 1907 als sehr wünschenswert bezeichnet hat, Aussicht auf Verwirklichung hat, ist fraglich. Da in der Petitionskommission des Reichstages im Juni 1907 der Vertreter der Reichsregierung erklärte, daß eine solche Versicherung eine jährliche Mehrausgabe von etwa 270 Millionen Mark verursachen würde, so ist an ihre Verwirklichung vorläufig kaum zu denken. Aber schon durch einen schrittweisen Ausbau der Krankenversicherung läßt sich in dieser Beziehung mancherlei erreichen. Vielleicht auch, wie z. B. in Italien versucht wird, durch ein kombiniertes System, bei dem die erforderlichen Gelder sich aus freiwilligen Beiträgen der Versicherten einerseits und aus staatlichen, kommunalen und privaten Zuschüssen andererseits zusammensetzen.

In jedem Falle hat der Staat ein Interesse daran, sich ein Geschlecht, gesund an Leib und Seele, heranzuziehen, und in keinem Falle darf er, mag er jetzt auch einen Überschuß an Menschen haben, einen Teil der Bevölkerung nutzlos untergehen lassen.

---

# Der unmögliche Krieg.

Von v. S.

Vernunftgemäß ist anzunehmen, daß ein Staat nur dann an das politische und wirtschaftliche Wagnis eines Krieges geht, wenn wenigstens die Möglichkeit besteht, die mit Recht oder Unrecht gestellte Forderung, das Ziel der Gewaltaktion durchzusetzen. Wie aber will Serbien gegen Österreich-Ungarn dieser elementaren Bedingung genügen? Serbien widersetzt sich der vollzogenen Einverleibung von zwei ehemals türkischen Provinzen in Österreich-Ungarn. Fordert einen Teil dieser Gebiete, weil es einen freien Weg zum Meer wünscht und verlangt die Autonomie dieser Provinzen, weil deren Bewohner zum Teile serbischer Nationalität sind.

Insolange irgendeine Aussicht für Serbien bestand, daß eine oder mehrere der Großmächte sich aktiv auf seine Seite, und gegen die Annexion stellen würden, war die Herausforderung noch zur Not haltbar. Wenn Große in Streit geraten, kann immerhin für Kleine etwas abfallen. Aber heute weiß Serbien vom König herunter bis zum letzten Straßenjungen, daß kein russischer Soldat und kein englischer Schilling für die Sache eines Friedensstörers am Balkan mobil zu machen ist.

Man müßte allgemeine Hirnparalyse in Belgrad voraussetzen, wollte man den Serben zumuten, ernstlich zu hoffen, mit ihrer Armee Österreich-Ungarn zu bezwingen. Das Ziel des Krieges ist also unter keiner wie immer gearteten Möglichkeit zu erreichen. Wenn serbische Invasionen in Bosnien auch mit Teilerfolgen durchführbar erscheinen, würde doch die serbische Armee im Handumdrehen ihre strategische Basis verlieren, indem österreichische Truppen Donau und Save überschreiten.

Unter solchen Umständen erscheint es geradezu ehrenrührig gegen die sonst anerkannten militärischen Qualitäten des serbischen Kriegsministers General Zivkovic, diesem zuzuschreiben, den Krieg des „isolierten" Serbiens um jeden Preis zu wollen. Ich glaube vielmehr, daß der ehrenwerte General die fürchterlichen Lücken in Ausrüstung, Organisation, Vorräten der serbischen Armee geschickt durch die Kriegsstimmung auszufüllen versucht. Nur das Fieber des drohenden

Krieges kann ihm zu den Krediten verhelfen, deren die vernachlässigte und weit hinter der bulgarischen zurückgebliebene Armee bedarf.

Aber an einen tatsächlichen, ernsten Krieg kann kein vernünftiger Serbe denken.

Und somit erklärt sich auch die „Wurstigkeit" der Wiener Regierung gegenüber den serbischen Rüstungen und Provokationen.

Man glaubt eben in Österreich, daß es nicht zum Schlagen kommen kann . . .

## Der Karneval als bayrisches Reservatrecht.

Von Gobbo.

Der Norddeutsche liebt den Süddeutschen, insonderheit den Münchner. Allein diese Liebe ist eine unglückliche, denn sie wird nicht erwidert. Die Folgen sind schreckliche. Ich wage zu behaupten, daß unglückliche Liebe ebenso wie Politik den Charakter verdirbt und zwar beiderseits. Bei den Norddeutschen führt das zu einer monströsen Paarung von Verstimmung und Groll mit exzentrischen Liebestorheiten: Was sich diese bayrischen Dickschädel wohl einbilden, sie sollten froh sein, daß wir um ihre Gunst werben. Doch wir wollen nun mal durchaus bayerisch-selig werden, und wenn sie uns nicht mögen, so müssen wir eben zu Surrogaten greifen . . Geburt der Alpenbälle.

Die an der Isar aber sahen's erst mit Staunen, dann wurde ein dummer Stolz daraus und heute meinen dort unten viele ganz ernsthaft, nur die bayrische Lebensführung sei eine gut deutsche und nur in München verstehe man, aus all den feinen Dingen des Lebens eine Kultur harmonischer Daseinsfreude zu bereiten. Das ist sehr schade. Das Unbewußt-Selbstverständliche wird auf diese Weise zum Bewußt-Absichtlichen; die naive Heiterkeit des Genießens wird von der Empfindung infiziert, daß es so etwas wie eine nationale Pflicht des Bayern sei, Fahnen hochzuhalten, die mit fröhlichen Weisheiten als Bannersprüchen geziert sind. Jüngst konnt' ich das beim Münchner Karneval beobachten. Der lustige Fasching wird nicht mehr nur noch deshalb gefeiert, weil vergnügte Menschen die Jubel- und Trubelmöglichkeiten eines Jahres als „quinta essentia" herausdestillieren wollen, sondern immer mehr deshalb, weil er zu einem Programmpunkt der bayrischen Volkspolitik geworden ist. Der Karneval wird in der Tat als eine Art bayrischen Reservatrechts betrachtet, auf das man stolz ist, doppelt stolz, weil ihm preußisch-deutsche Machtgelüste nichts anhaben können. Das betont man, das unterstreicht man dort, und der Norddeutsche bekommt's bei jeder Gelegenheit zu hören. Würde er den Süddeutschen (insonderheit den Münchner) nicht so grenzenlos lieben, so hätte er alle Ursache, darüber schadenfroh zu lächeln, so aber muß er sich wehmütig sagen, daß gerade hierdurch die Gefahr eines allerletzten Aschermittwochs für den Münchner Fasching heraufbeschworen wird. Wenn der Besuch von Bal parés und Redouten demonstrative Bedeutung gewinnt, dann werden die Jungbrunnen, aus denen jetzt so köstliches Leben sprudelt, bald versiegen. Wenn sich in das närrische Treiben „Überzeugungen" einschleichen, wird es sicher bald langweilig werden und wenn man in aller Früh seine Weißwürst' nicht mehr bloß mit guter Laune und gutem Appetit zu verzehren haben wird, sondern im Bewußtsein, sich damit der bayrischen Kultur nützlich zu erweisen, dann werden sie in Kürze viel von ihrer Bekömmlichkeit verlieren.

## Die Woche der Messerstecher.

Von Jab.

Ein Besessener führte in Wonneschauern den ersten Messerstoß. Einer, in dessen Leib die Triebe der Arterhaltung sich unwiderstehlich in Zuckungen blutdürstiger Wut verwandelt haben. Da alle sexuellen Dunkelheiten durch seltsame Berührungen zusammenhängen, bringt die Erschütterung eines der rätselhaften Fäden immer gleich das ganze Gewebe in Unruhe. Und so sprang das Fieber schnell in andere Seelen, in denen gleiche Gelüste lauerten, hinüber.

Wieviele Kranke mag eine Stadt, in der drei Millionen Menschen durcheinander wimmeln, beherbergen! Heuchlerisch wußten sie ihre wilden Impulse zu verheimlichen. Jetzt, in den Tagen der allgemeinen Erregung brechen sie hervor. Bald schleicht hinter dem ersten Wahnsinnigen ein zweiter und dritter einher, und die Apachen, die auch sonst gern, um sich ein kleines Vergnügen zu gönnen, einem Ahnungslosen auf einsamer Straße

ihr Messer zwischen die Rippen treiben, werden auf einmal zu frecheren Versuchen ermutigt. Die psychische Ansteckung flackert weiter. Schon meldet sich auf dem Polizeiamt das Schulmädchen, das seine Kleider selbst mit ungleichmäßigen Schnitten zerrissen hat und vorlügt, sie sei überfallen worden.

Eine solche geistige Pest ist für die Großstadt eine der tückischsten Gefahren. Wo immer sie wütet, in London, Paris oder Berlin, jedesmal sind die Behörden ohnmächtig gegen sie. Darein will man in Deutschland, wo man von der Polizei alles und von der Selbsthilfe nichts erwartet, sich nicht finden. Man bedenke, welche Schwierigkeiten schon das Abfassen von Taschendieben bietet, die sich doch viel umständlicher und länger mit ihren Opfern abgeben müssen. Und nun gar die Messerstecher, die sich von ungefähr herandrängen, zu einem einzigen Hieb ausholen und unter dem Schutz der Verwirrung verschwinden.

Man kann nicht tausend Straßen und die Treppen aller Häuser mit Wächtern besetzen. Immer wird es schlecht beleuchtete Winkel, unbelebte, nicht beobachtete Strecken geben. Die Raubtiere selbst aber passen mit geschärften Sinnen auf. Sie sind immer im Vorteil, denn sie sind auf alle Möglichkeiten gefaßt, indes die angegriffene Frau vom Schrecken so überrumpelt wird, daß sie oft selbst zu schreien vergißt. Das ist das Furchtbarste an diesem Grauen, daß es fast nie und nirgendwo zu packen ist. Auch die Moabiter Brandstifter sind unentdeckt geblieben. So geheimnisvoll wie die Untaten aufflackern, erlöschen sie auch. Wir können von Glück sagen, wenn wir von dem Entsetzlichen diesmal schnell erlöst werden.

Eins hat sich wieder bestätigt. Die Gefahr wächst mit der Neugier, die sie umfittigt, sie schrumpft zusammen, wenn die Sensation ihr untreu wird. Will man aus dieser Erfahrung noch immer nichts lernen? Diesmal haben die Messerstechereien von dem Tage an sich vermindert, an dem alle Zeitungen — geschah es auf einen Wink der Polizei? — nur mit wenigen Worten von den letzten Überfällen sprachen. Es wäre unsinnig, zu verlangen, daß die Blätter solche Ungeheuerlichkeiten totschweigen. Dann bliebe das Publikum ungewarnt. Aber war es nötig, mit so widerlichem, epischem Behagen die ganze Vor- und Nachgeschichte jeder Verwundung zu erzählen, jedes stammelnde Wort der zu Tode erschrockenen Dienstmädchen den Zeitgenossen beim Frühstück und beim Abendbrot zu wiederholen, das kitzelnde Gruseln und die Angst täglich neu aufzureizen und so die überhitzte Atmosphäre erst zu schaffen, in der die Instinkte am leichtesten sich entzügeln?

Der erste Ursprung der letzten Greusl war sadistische Gier. Es ist der schnellste und feigste Lustmord, der sich in einem einzigen Messerhieb zusammenkrampft und dann spurlos im Menschengedränge untertaucht. Daß er meist nicht gelingt, ist sicher nicht der Wunsch des Mordlustigen. Das Zusammenschauern und Zucken des getroffenen Weibes kann der Messerstecher nicht genießen. Er muß gleich fliehen. Diese Weide verschaffen ihm erst die Zeitungen, die ihm die Wirkung seiner Tat liebevoll beschreiben, ihm keine Gebärde, keinen Schmerzenslaut seines Opfers vorenthalten.

Auch jene, die stumpfsinniger Nachäffungstrieb bewegt oder die herostratische Lust beseelt, die Verrufenheit, den Zeitungsruhm eines Tages ganz auszukosten — aus dem Dunkel ihres Nichts wollen sie plötzlich herausgehoben und der Popanz von Hunderttausenden werden. — Wie enttäuscht wären sie, fänden sie am nächsten Morgen an Stelle eines vielstrophigen Heldengedichts nur die Worte: „In der . . . Straße ist wieder ein infamer Überfall versucht worden. Man nehme sich vor dem Irrsinnigen in acht.“ Wir haben in Berlin zwei Blätter, die in einer Auflage von mehr als einer halben Million in den niederen Volkskreisen verbreitet sind. Hätten diese Blätter von Anfang an darauf verzichtet, jede neue Fleischwunde in einer langen Schauerballade zu verherrlichen, dann wäre die Seuche vielleicht nie so böse ausgeartet.

---

## Neue Sage von Tristan.

Von Felix Braun.

Man könnte sagen: Das Vorspiel zu dem Buche „Isolde Weißhand“ von Emil Lucka (Berlin, S. Fischer Verlag) seien die ersten zwei Akte von Wagners „Tristan und Isolde“ und sein Ton — oder seine Seele — sei nichts anderes als die traurige

Weise aus der Schalmei des Hirten. Tristan hat Abschied genommen und zieht in fremdes Land, traumhaft, wie ohne Sinne, schattenhaft-leise. Das ist ja des Leides Zeichen: das Langsame und Leise, und auch dies: daß alles Begegnende wie zum Schatten verwandelt scheint. Selbst die beiden, denen es zufiel, „Tristan von seinem Schmerz fortblicken und etwas anderes sehen zu lassen, das nicht sein Schmerz war“: der alte Spielmann Riol und Imbrek, der Schmied, der seine Rosse beschlug —: was waren sie ihm mehr als bewegte Schatten? Wie dieses Thema des Leisen fortklingt, bis zu dem Abend im Schnee, an dem Tristan ganz nahe ist, dort hinüberzuschwinden, wo die Stille vertieft ist und nicht klingt; wie er durch sein kluges Pferd Bigrat vor dem Fuchs gerettet wird; wie ihn zwei Dienstmannen des Königs von Karke finden und des Königs Tochter, Isolde mit den weißen Händen, in die Hütte kommt, die den Fiebernden birgt; wie sie ihn ins Schloß bringen läßt, um ihn zu heilen —: dies alles ist erzählt wie in einer fernen, mit den feierlichen Gefühlen des verschollenen Wunderbaren ans Herz rührenden Sage.

Man ahnt, was jetzt geschehen muß, und wer sich des Meisters Gottfried von Straßburg entsinnt, weiß es wohl auch: daß die zweite Isolde den fremden Ritter lieben wird, solange über ihre Hoffnung hinaus, bis er, der Müdigkeit müde, der ersten vergißt und des Liedes und des Gartens, den ihr Liebesabschied immerblühend verzauberte. Aber dies ist das Schöne an der neuen Sage: daß zwischen dem Leid und der fremden Liebe ein Göttliches und die Nähe des Todes ist. Der Knabe Percival mit den goldenen Augen schreitet, den Eschenstab schwingend, durch das Land dieser Schicksale. Er hat den jungen Kaherdin, Isoldes Bruder, erschlagen, Tristan tritt ihm entgegen, doch vor dem Anblick des Wehrlosen erfaßt ihn Furcht und treibt ihn in Flucht. (So floh Hektor vor Achilles.) Da rettet ihn, der dem Tode verfallen scheint, Isolde Weißhand. Und noch einmal stehen sich Tristan und Percival gegenüber: nachts, an der Bahre Kaherdins, im Gespräch um große und dunkle Dinge, an denen der Knabe ungebeugt reift und die den Trauernden tiefer beugen. So findet ihn Isolde und was ihre Heilung und alles Belebende nicht vermochte —: im Angesichte des Todes entzündet sich die neue, vom Schicksal gehaßte und doch geforderte Liebe mit den unreinen Schatten des Verrates.

Wie dann das Buch ausgeht: mit dem Tod der Königin des Nordens, die mit dem welkenden Garten abstirbt, und der großen Vision, die das „steuerlose Schiff langsam in den Winternebel in das riesige Zackentor fahren“ schaut, „das rot und unbeweglich über der Nacht des Nordmeeres steht“, — das ist Mythos. Wer in sich die Kräfte fühlt, einen Herbst oder Frühling in Schicksal aufzulösen oder aufgelöst zu begreifen, wird in diesen Gestalten — inkarnierten Symbolen der ewigen Gefühle: der Liebe, der Sehnsucht und des Leids eine Tragik spüren, die ihm nahe ist, die er erlitten oder geahnt hat. Wer nur liest, um Stunden zu füllen, den mögen die Mängel des Romans: sein zu langsames Tempo, seine geringe Spannung, sein Streichen des Typischen in manchen Figuren vielleicht nicht zu reinem Genuß gelangen lassen, aber, den Rat befolgend, die einzelnen wundervoll abgeschlossenen Kapitel mit aller Intensität des Lesens in sich aufzunehmen, wird er dem, der ihn zu dieser neuen Sage geführt hat, doch auch dankbar sein.

# Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Landgerichtsrat Dr. J. K. Julius Friedrich. Kolonialpolitik als Wissenschaft. Berlin und Leipzig 1909. Dr. Walther Rothschild. Preis M. 1,—.

Adolf Stein, Wilhelm II. 1.—5. Tausend. Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. (Theodor Weicher.)

R. Charmatz. Österreichs innere Geschichte von 1848—1907. I. Die Vorherrschaft der Deutschen. Leipzig. Verlag B. G. Teubner.

Dr. Stier-Somlo. Der Staat als Kunstwerk und die Wirklichkeit. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H. Preis M. —,40.

Konrad Fischer. Ein offenes Wort aus Deutsch-Südwest. Der Warmbader Distrikt. Die brennendsten wirtschaftlichen und poli-

tischen Fragen des Südens unseres Schutzgebietes. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H. Preis geb. M. —,80.

Dr. Theobald Fischer. Mittelmeerbilder. Gesammelte Abhandlungen zur Kunde der Mittelmeerländer. Leipzig-Berlin. Verlag B. G. Teubner. Preis geh. M. 12,—, geb. M. 14,—.

Dr. C. Mencke. Die Geschäftsmethoden der Standard Oil Cy. Berlin W. Verlag für Fachliteratur, G. m. b. H.

Gustav von Schubert, Kgl. sächs. Generalleutnant. Lebenserinnerungen von Geh. Kirchenrat Dr. Hans von Schubert. Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Dr. Johannes Obst. Politisches Handbuch für jeden Deutschen. Berlin. L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius). Preis geb. M. 1,—.

Feirefiss. Der neue Kurs und der Zusammenbruch der deutschen Politik. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H. Preis M. —,30.

Franz Blei. Die Puderquaste. Ein Damenbrevier. Aus den Papieren des Prinzen Hippolyt. München. Verlag Hans von Weber. Preis geh. M. 4,50, geb. M. 5,40.

Maurice Renard. Der Doktor Lerme. Ein Schauerroman. Deutsch von Heinrich Lautensack. München. Verlag Hans von Weber. Preis geh. M. 4,50, geb. M. 5,50.

Rainer Maria Rilke. Geschichten vom lieben Gott. Leipzig. Insel-Verlag. Preis geh. M. 3,—, Leinen M. 4,—.

Balzac's Menschliche Komödie. 3. Band: Eugenie Grandet. Der Ehevertrag. Übersetzt von Gisela Etzel. Leipzig. Insel-Verlag. Preis geh. M. 4,—, Leinen M. 5,—.

Edmond und Jules de Goncourt. Die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts. Übersetzung des ersten und fünften Abschnittes von Maria Edecke, des zweiten, dritten, vierten und sechsten Abschnittes von Paul Prina. Leipzig. Verlag Julius Zeitler.

Schluß des redaktionellen Teiles.

**Alle Manuskript- und Büchersendungen**

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Am Nordpol

wie in der Wüste Sahara mundet zu jeder Zeit gleich vorzüglich die Qualitäts-Cigarette „Salem Aleikum". Mild, naturell-aromatisch. :: Keine Ausstattung, nur Qualität.

| Preis: | Nr. | 3 | 4 | 5 | 6 | 8 | 10 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | 3½ | 4 | 5 | 6 | 8 | 10 | Pfg. das Stück. |